Die Universitäten
sonst und jetzt.

Rectorats-Rede

gehalten am 22. Dezember 1866

von

Dr. Joh. Jos. Ign. von Döllinger

d. Z. Rector.

München, 1867.

Druck von J. G. Weiß, Universitätsbuchdrucker.

Die Universitäten
sonst und jetzt.

Rectorats-Rede

gehalten am 22. Dezember 1866

von

Dr. Joh. Jos. Ign. von Döllinger,
d. Z. Rector.

München, 1867.
Druck von J. G. Weiß, Universitätsbuchdrucker.

Königliche Hoheiten!

Hochansehnliche Versammlung!

Indem mir die ehrenvolle Aufgabe zu Theil wird, vor zwei Prinzen unseres Königshauses, dem hochverehrten Kreise meiner Collegen und vor dieser Auswahl jüngerer akademischer Mitbürger das Wort zu nehmen, ist es das Wohl und die Blüthe der Genossenschaft, der wir alle angehören, sind es die gemeinsamen uns verknüpfenden Interessen, welche mir den Gegenstand meiner Rede vorzeichnen. Ich darf mir wohl gestatten, unsern Standpunkt hoch genug zu nehmen, um in einer weit ausgreifenden Ueberschau Ihre Blicke hinstreifen zu lassen über Völker und über Jahrhunderte; geschieht es doch nur, um dann zurücklenkend auf die Gegenwart und ihre Bedürfnisse, die Bedingungen, von denen das Gedeihen unserer Hochschule abhängt, die Gesetze, nach denen auch in Zukunft das Schicksal dieser Institute sich gestalten wird, zur klareren Anschauung zu bringen.

Als freie Genossenschaften angesehener Lehrer und wißbegieriger Schüler entstanden die Universitäten — ohne noch Universitäten im neueren Sinne des Wortes zu sein. Die älteste war die medicinische Schule zu Salerno, die schon im eilften Jahrhunderte sich eines Rufes erfreute. Es folgte die seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts blühende Rechts-

schule zu Bologna, später im 13. entstand, durch eine Auswanderung von Bologna, die zu Padua. Erst Neapel begann 1224 als planmäßige fürstliche Stiftung, und zugleich auch mit dem Monopol, da den Inwohnern des Sicilischen Reiches untersagt wurde, fremde Schulen zu besuchen. Die italienischen Rechtsschulen, wie Bologna vor Allem, bestanden sogar aus mehreren sogenannten Universitäten, das heißt, aus mehreren von einander unabhängigen, durch den Unterschied theils der Nationen, theils der Juristen und Artisten gebildeten Corporationen.

Abgesehen von Salerno war es in Italien immer das Studium des Rechtes, des Römischen und des Kanonischen, welches entweder ausschließend oder doch ganz überwiegend die Hochschulen beherrschte. Und dieses Recht selbst wurde nicht mit wissenschaftlichen Mitteln und zu wissenschaftlichen Zwecken betrieben, sondern einzig um praktische Ziele handelte es sich, um Erfolge im Leben, um Gewinn und Pfründen und Staatsämter. Durch die Jurisprudenz, die geistliche und die bürgerliche, wie sie zu Bologna geschaffen worden war, beherrschte damals Italien die Welt, und machte sich alle Reiche Europa's dienstbar und zinsbar. Und daneben konnten weder damals noch später in diesen italienischen Schulen theologische oder philosophische und allgemein wissenschaftliche Studien zu einer Blüthe gedeihen. Darum klagte schon Dante, daß Alle nur die Dekretalen studiren wollten. Und wie düster und verzweiflungsvoll klingen die Schilderungen des Mannes, der in seiner Zeit allein eine universellere Bildung besaß, des Roger Bacon. „Die Jurisprudenz der Italiener, ruft er, zerstört seit vierzig Jahren das Studium der Weisheit, (er meint Philosophie, Naturwissenschaft und Theologie), ja selbst die Kirche und alle Reiche.“[1] Sein Ideal war eine von der Kirche geleitete und beaufsichtigte, vom Klerus gepflegte, Geistliches und Menschliches, Sichtbares und Unsichtbares zusammenfassende Wissenschaft. Aber er fand die Menschen nicht dafür in seiner Zeit, denn der

Klerus wollte nur Jurisprudenz studiren, um auf dieser Leiter zum Paradiese der hohen Würden und reichen Pfründen emporzusteigen. Ohne die beiden neuen geistlichen Orden (Minoriten und Dominikaner), meinte Bacon daher, die sich fast allein noch der wahren Wissenschaft annähmen, wäre Alles verloren. Zählte man doch um die Zeit Bacon's, im Jahre 1262, in Bologna 20,000 Studirende, darunter Tausende gereifter Männer, die fast alle nichts Anderes als die Rechtsgelehrtheit trieben, — fürwahr eine Schaar, welche, unter Einem Banner streitend, die Welt erobern und beherrschen konnte.

Ganz anders ging es diesseits der Alpen. Seit dem Beginne des 13. Jahrhunderts wuchs die Pariser hohe Schule, anfangs als „Studium Generale", dann als Universitas, früher von den Päpsten, später von den Königen geschützt und begünstigt, zu der mächtigsten und angesehensten aller Corporationen empor. Ruhend auf der dauerhaften Grundlage zahlreicher Collegien war sie doch arm; besaß nicht einmal ein eigenes Haus, bedurfte auch kaum desselben, da die Collegien als die gemeinschaftlichen Wohnungen von Schülern und Lehrern dergestalt sich ausbreiteten, daß zuletzt fast die ganze Universität in ihnen enthalten war. Dort wo die philosophischen und theologischen Studien alle andern ferne hielten oder in Schatten stellten, — Jurisprudenz durfte kraft eines eignen päpstlichen Verbots lange Zeit in Paris nicht gelehrt werden — studirte man 15, 16 Jahre lang Theologie, war man mit 30, 40 Jahren noch Student. Auch der Gelehrteste in fernen Ländern rechnete sich's noch im Alter zum Vorzuge, einmal mindestens der Universität Paris angehört zu haben. Fast die Hälfte einer großen Stadt war in Schule verwandelt, und das heutige Oxford mag annähernd, nur in lokaler und architektonischer Beziehung, eine Vorstellung der alten Pariser Hochschule geben. Die Angabe eines venetianischen Gesandten am Ende des 16. Jahrhunderts, also selbst nach den Zerrüttungen der Religionskriege,

daß die Pariser Universität mehr Studirende als alle italienischen Hochschulen zusammen, daß sie nahe an 30,000 Studirende hatte, erscheint zwar kaum glaublich, aber auch der General-Procurator Arnauld spricht von 20—30,000, und man mag daraus schließen, was diese Körperschaft in der Zeit ihrer Größe gewesen.

Und doch war auch Paris keine Universität im vollen, im jetzigen deutschen Sinne. Es hatte doch das ganze Mittelalter hindurch keine vollständige juridische Fakultät. Ohngeachtet dieses Mangels vermochten die anderen Hochschulen Frankreich's nicht von ferne mit der Pariser auf eine Linie sich zu stellen, alle andern brachten es nie über den Charakter und die untergeordnete Bedeutung von Specialschulen hinaus, wie Orleans, Bourges, Cahors und Angers für die Rechtslehre, Montpellier für die Medicin.

Zwei Jahrhunderte lang erwachte nicht einmal der Gedanke in Deutschland, der geistigen Abhängigkeit von Italienern und Franzosen, in welcher die Nation sich befand, durch die Gründung einer deutschen hohen Schule ein Ende zu machen. Jeder Deutsche, der nach höherer Bildung begehrte, mußte in Paris, in Bologna oder Padua sie suchen. Besser hatten die Engländer für ihre geistigen Bedürfnisse gesorgt, bei denen Oxford und Cambridge, noch heute die beiden Geistesaugen des britischen Reiches, schon seit der Mitte des 13. Jahrhunderts in hohem Ansehen standen. In Deutschland aber fand sich kein Churfürst, kein Kaiser, der Hand an ein so nahe liegendes Werk gelegt hätte. Auch im Volke wurden keine dazu mahnenden Stimmen laut. Das Jahrhundert nach dem Tode Friedrich's II. mit seinen Zerrüttungen, Thronstreitigkeiten und inneren Kriegen war allerdings solchen Werken des Friedens nicht günstig. Schon war auch der Geist der Zersplitterung, des für sich sein Wollens in Deutschland zu mächtig geworden. Wie in der deutschen Kirche schon längst an kein einheitliches Zusammenwirken mehr zu denken war, so wollte man auch keinen Mittelpunkt der Lehre in der

Wissenschaft. Man beruhigte sich mit der Ansicht, die Gaben seien den großen Hauptvölkern Europa's verschieden ausgetheilt, wie den Deutschen das Imperium zugefallen, so hätten die Franzosen und nur sie das Studium. So wie das Sacerdotium, meinte man, den Einen Sitz in Rom habe, so bestehe das Studium durch göttliche Fügung in Paris, und bedürfe die Christenheit nur dieses einen.[2] Niemandem scheint der Gedanke gekommen zu sein, daß, gerade damit Deutschland sein Imperium und dessen Grundlage, die nationale Einheit, bewahren könne, es auch sein Studium haben müsse.

Endlich im Jahre 1348 stiftete Kaiser Karl IV. die Hochschule zu Prag nach dem Muster der Pariser. Auch jetzt noch war es kein allgemeiner Drang, kein aus dem Schooße der Nation laut gewordenes Verlangen, welches diesen Erstling deutscher Hochschulen in's Leben treten ließ, sondern blos der zufällige Umstand, daß Kaiser Karl selbst in Paris studirt hatte, und nun in der Erinnerung an sein Studentenleben in der rue du fouarre, ein Nachbild der dortigen hohen Schule in seinem Erblande Böhmen zu besitzen wünschte. Allzuweit entfernt vom Herzen Deutschlands und von Anfang an getheilt zwischen Slaven und Deutschen wurde die Prager Universität bald in die Stürme und Wechselfälle des Hussitenthums hineingerissen, und verlor Alles, was sie von deutschem Elemente besessen hatte. Wichtiger und wohlthätiger hätte die 1365 gestiftete Universität Wien für Deutschland werden können, aber schon war die Zeit der sinkenden Scholastik eingetreten, der Artistenfacultät fehlte der rechte Stoff, die juristische konnte sich so wenig entwickeln, daß das bürgerliche Recht geraume Zeit in Wien nicht gelehrt wurde, auch die medicinische Facultät fristete nur ein kümmerliches Dasein, und der Antheil, den das übrige Deutschland außer dem Herzogthume an der Universität nahm, war ein sehr beschränkter.

Ueberhaupt war es für Deutschland von wichtigen, weit

ausgreifenden, jetzt noch empfundenen Folgen, daß erst Ende des 14. und im Laufe des 15. Jahrhunderts mittels der Universitäten Schulen des Rechtes, und zwar nur des fremden, von Bologna und Padua her eingeführten römischen Rechtes sich bildeten; denn das deutsche Recht hatte sich nicht zu einem gemeinschaftlichen Nationalrecht auszubilden vermocht, und fand auf den neuen Hochschulen keine Vertretung, keine Berücksichtigung. Wie Vieles würde in der Geschichte, in den Zuständen Deutschlands sich anders gestaltet haben, wenn Deutschland bereits im 13. Jahrhundert seine Hochschulen, wenn auch nur eine oder zwei gehabt hätte, damals als die Rechtsbücher, der Schwabenspiegel, der Sachsenspiegel entstanden, und eine vollständigere und besser geordnete Darstellung des Rechtes, freilich ohne System und ohne alle Entwickelung der Begriffe, versucht wurde; dann wäre es doch wohl zu einer deutschen Rechtswissenschaft, mindestens zu den Anfängen derselben gekommen, und das Römische Recht, wenig einladend in seiner unförmlichen Gestalt eines bloßen Glossirens der Pandekten und Institutionen, würde dann doch nicht die Alleinherrschaft auf den Schulen erlangt und so lange behauptet haben. Und wie Vieles wäre damit im Staatsrecht, im Strafverfahren, der Politik, in den kirchlichen Zuständen anders geworden! Ich erinnere nur flüchtig an den durch Berufung auf das römische Recht und die italienischen Juristen begründeten allgemeinen Gebrauch der Tortur, an die römische Rechtstheorie von der gesetzgebenden Willkühr des Monarchen, an die Juristenlehre, daß jeder Territorialherr in seinem Lande als römischer Kaiser zu betrachten sei, an die Vorrechte des römischen Fiscus, an die furchtbare Lehre von der Majestätsbeleidigung und die drakonischen Strafgesetze gegen solche Vergehen; endlich an das Rechtsaxiom, daß der Fürst an die Gesetze nicht gebunden sei.

Von allem diesem wußte das germanische Recht nichts, setzte vielmehr durchgängig das Gegentheil voraus. Es waren dies Früchte der römischen, durch italienische Köpfe des

späteren Mittelalters hindurchgegangenen Jurisprudenz in Deutschland — des spätern Mittelalters sage ich, denn erst nachdem die ältere bessere Schule der italienischen Romanisten erloschen, und mit der Schule des Bartolus und Baldus der Verfall eingetreten war — erst dann erfolgte die Verpflanzung dieses Rechtsstudiums über die Alpen herüber in die deutschen Hochschulen.

Noch lange blieben die Universitäten in Deutschland ein aus fremden Ländern künstlich verpflanztes Institut, noch griffen sie nicht bildend und bestimmend ein in das Bewußtsein der Nation. Nur die Theologen und Kanonisten der Hochschulen fanden auf den großen reformatorischen Concilien des 15. Jahrhunderts Gelegenheit, sich und ihre Einsichten geltend zu machen. Wohl hätte schon das durch die Concilien vermittelte mehrjährige Zusammenleben der gelehrtesten Männer aus den Hauptländern Europa's, und der daran geknüpfte Austausch von Ideen und Kenntnissen anregend und belebend auf die Hochschulen zurückwirken müssen. Aber bei dem Uebergewichte der theologischen Fakultäten diesseits der Alpen hing der Flor der hohen Schulen von den Zuständen in der Kirche ab, und da diese traurig und verworren waren, so war die Niederlage, welche die von den Fürsten zuletzt preisgegebenen Concilien und ihre Bestrebungen erlitten, zugleich eine Niederlage der Hochschulen, und wurde auch als eine solche von den Mitgliedern derselben empfunden. Mit wenigen Ausnahmen sind aber sonst die Namen der deutschen Professoren im 15. Jahrhunderte todt und verschollen, keine Erinnerung einer Leistung von bleibendem Werthe knüpft sich an diese Namen, kein Buch, das von der Nation beachtet worden wäre. Der einzige deutsche Philosoph, Nikolaus von Cusa, der einzige Staatsrechtslehrer, Petrus von Andlau, alle Geschichtschreiber jener Zeit standen den Universitäten ferne. Nur Geiler von Kaisersberg und Sebastian Brand gehörten vorübergehend einer Hochschule an.

Und dennoch war ein Wetteifer in der Stiftung von Universitäten in Deutschland seit dem Ende des 14. Jahrhunderts erwacht. Zu den fünfen am Beginne des 15. Jahrhunderts kamen bis 1500 noch neun hinzu, die meisten freilich mit sehr beschränkten Mitteln und in dürftigster Ausstattung. Wollten doch selbst einzelne Städte, wie Erfurt, ihre eigenen Universitäten besitzen. Nicht eine einzige der 14 deutschen Hochschulen konnte auch nur den bescheidensten Anforderungen, auch nach dem damaligen Maße der Wissenschaft und ihrer Erfordernisse, entsprechen. So hatte Tübingen und Leipzig anfänglich nur 2 Professoren der Medicin, von denen in Tübingen der eine einen Gehalt von 100, der andere von 60 fl. hatte. Erleichtert war die Ausstattung einer Universität damals durch die Leichtigkeit, von den überall vorhandenen und meist gut dotirten kirchlichen Stiftern einige Präbenden an Professoren zu verleihen. Da fast alle diese Lehrkörper nach dem Muster von Prag, wie dieser nach dem von Paris, gebildet waren, so war die Theologie in ihrer scholastischen Form überwiegend, und die Artistenfakultät, gleichfalls an die scholastische Form gebunden, stand gewöhnlich unter der Bevormundung der theologischen; befand sich doch auch meist ein geistlicher Würdenträger als Kanzler an der Spitze. Gleichwohl wurden die Hochschulen nie als rein kirchliche Anstalten betrachtet, wie denn die graduirten Lehrer, um nach ihrem Gutdünken zu lesen, auch keiner Staatserlaubniß bedurften. Diese Genossenschaften waren Freistaaten im Staate. Bibliotheken, Sammlungen existirten nicht, oder nur in den kleinsten Anfängen, und so waren Wanderungen ganzer Universitäten, in Folge von Krieg oder Krankheiten oder innerlichen Zwisten, eben so leicht als häufig.

Eine Betrachtung liegt hier nahe.

Wie spiegelt sich doch auch in der Geschichte der Universitäten der Charakter und der durch diesen Charakter bedingte Entwicklungsgang der drei Hauptnationen ab! Frankreich, das seit Jahrhunderten folgerichtig und unaufhaltsam

zu immer strafferer und enger sich zusammenschließender Centralisation fortgeschritten ist, das Volk von 36 Millionen, das nur eine einzige Stadt hat, wo ein gebildeter Franzose leben möchte, eine Stadt, welche in der That das alles nationale Leben anziehende und aufsaugende Centrum ist — Frankreich hat stets nur eine einzige Universität und zwar eben in dieser Stadt besessen. Die andern waren nur Specialschulen. Und das Frankreich nach der Revolution, welches keine Selbstständigkeit der Corporationen, weder der städtischen noch der gelehrten, mehr vertragen kann, hat denn auch, einem natürlichen Triebe gehorchend, seine alte Universität zertrümmert und an deren Stelle einen das ganze Unterrichtswesen des Landes umfassenden und beherrschenden Complex von Verwaltungsbehörden gesetzt, welche selber willenlos und unmündig in die Hand der Staatsgewalt gegeben sind. Die französische Universität hat nun mit den deutschen und englischen Universitäten nichts mehr als den Namen gemein.

Dagegen hat England, seine ganze Geschichte hindurch stets das Doppelziel praktischer Tüchtigkeit und politischer Freiheit verfolgend und aller Centralisation abhold, von Anbeginn an zwei Hochschulen, zwei gelehrte Körperschaften sich gegeben, die ihre republikanische Verfassung und Selbstständigkeit bis in die Gegenwart hinüber gerettet haben. Eine einzige würde zu exclusiv, zu monopolistisch geworden sein, würde am Ende auf dem Polster ihrer Privilegien und früher erworbenen Ehren eingeschlafen sein; aber die zwei bewachten und spornten sich wechselseitig, und jede von ihnen pflegte vorzugsweise die eine der beiden Hauptrichtungen des englischen Geistes, Oxford nämlich die kirchliche und die dieser dienenden Disciplinen, die andere, Cambridge, die mathematische, den mehr praktischen Zwecken zugewendete.

In Deutschland endlich, wo gegen Ausgang des Mittelalters der Particularismus jede andere Richtung überwältigte oder sich dienstbar machte, und die großen Einheits-Institutionen, Kaiserthum und Kirche, allmälig auflöste, wurden

auch die Universitäten als die zahlreichen, freilich oft schwächlich kränklichen und zwerghaften Kinder dieser Mutter geboren. Da wollte auch eine Stadt zweiten oder dritten Ranges oder ein Ländchen kleiner als eine englische Grafschaft sein eigenes Universitätchen, gleichsam die Taschenausgabe einer Hochschule in Duodezform zum Privatgebrauche besitzen; — da geschah es denn freilich, daß die beiden Universitäten Erfurt und Duisburg im Jahre 1805 jede noch 21 Studenten hatte, so daß Erfurt doppelt so viel Professoren als Studierende hatte. Zu großartigeren Stiftungen kam es im Grunde doch erst spät, als bereits größere Staatskörper sich gebildet hatten.

Da begann mit dem 16. Jahrhundert eine neue Ordnung der Dinge, und die deutschen Universitäten stiegen zu einer früher nicht geahnten Macht und Bedeutung empor. Die Humanisten oder Philologen und Lehrer des klassischen Alterthums begannen in die Universitäten sich Eingang zu verschaffen, und wo sie nicht in dem Kampfe, der sich alsbald zwischen den Vertretern der Scholastik und ihnen entspann, unterlagen, da durchbrachen sie nothwendig die Zäune und Bollwerke, hinter denen die Artistenfakultäten in Grammatik und Philosophie ihre scholastische Gedankenarmuth und Unbehülflichkeit gefristet hatten. Und während noch diese kleineren Kriege mit abwechselndem Erfolge einzelne Universitäten bewegten, brach jener weltgeschichtliche religiöse Streit aus, der, von der jüngsten Hochschule entzündet, alsbald zu einem gewaltigen, Alles vor sich niederwerfenden Sturme anwuchs, die deutsche Nation von der Nord- und Ostsee bis in die Alpen hinein tief in ihrem Innersten, wie keine andere frühere oder spätere Bewegung, aufregte, und sie endlich auf Jahrhunderte hinaus in zwei fast gleiche Hälften spaltete. So mußten denn die deutschen Universitäten vor allem von dieser Bewegung ergriffen, erschüttert und endlich umgestaltet werden. Sie waren die Arsenale, in denen die Waffen des Kampfes geschmiedet wurden, sie waren oft auch die Schlacht-

felder, auf denen gestritten und Sieg oder Niederlage der einen oder der andern Doctrin entschieden wurde. Wie in ganz Deutschland für lange Zeit die theologischen Fragen und kirchlichen Interessen die Mächte wurden, welche alles andere sich unterordneten und zurückdrängten, so waren es nun auch mehr als jemals die theologischen Facultäten, von deren Ruf und Geltung die Blüthe oder der Verfall der Hochschulen abhing. Doch mußte dieses Ansehen und dieser Vorrang theuer erkauft werden. Denn eben dadurch wurden, in Deutschland zum ersten Male, die Hochschulen instrumenta dominationis, die Fürsten bemächtigten sich sofort des Rechtes, die Professoren, die theologischen voran, dann auch die andern, nach Gutdünken zu ernennen und zu vertreiben, und die Leichtigkeit, mittels der Ab- und Einsetzung von drei oder vier Professoren den Religionsstand eines ganzen Landes zu ändern, gebar das Territorialsystem mit seinen Grundsätzen, daß der Fürst über die Religion des Landes entscheide; es folgten die Reformationen und Gegenreformationen, und was durch die vereinigte Wirksamkeit dieser beiden neuen und riesig emporgeschossenen Mächte, der römischen Rechtsprincipien und der Fürstenmacht in religiösen Dingen, aus dem deutschen Reiche, aus der Freiheit der Nation, aus den Befugnissen der alten Stände geworden ist, auf katholischer wie auf protestantischer Seite, — dieses Bild hier auszumalen, wäre allzu unerfreulich und ist glücklicher Weise für mein Thema nicht nöthig.

Da wo die Reformation gesiegt hatte, entstanden nun rasch neue Hochschulen, so Marburg, Königsberg, Jena, Helmstädt, Altdorf — sie sollten Pflanzstätten der protestantischen Theologie und zugleich der römischen, dem fürstlichen Absolutismus so günstigen Rechtsanschauungen sein. So wird von Helmstädt berichtet, daß die Landstände die herzogliche Universität nur als eine bezahlte Gesellschaft von Vertheidigern der fürstlichen Ansprüche anzusehen und zu hassen pflegten.[3] Wie Kirche und Staat in der Person des

Fürsten zur Einheit zusammengefaßt waren, so that auch die politisch-juristische Bestimmung der Hochschule ihrem kirchlichen Charakter keinen Eintrag. In den Wittenberger Statuten von 1595 hieß es: auch die philosophische Fakultät müsse ein Theil der Kirche sein. Disputationen und Promotionen in allen Fakultäten wurden bis in's 18. Jahrhundert hinein in den Kirchen gehalten und gewöhnlich mußten alle Professoren und Doctoren den Eid auf die symbolischen Bücher schwören.

Daß in dem düstersten Jahrhunderte der deutschen Geschichte, im siebzehnten, die Hochschulen nicht untergingen, daß sie den dreißigjährigen Krieg überdauerten, mußte Deutschland schon als Gewinn achten.

Aber so unbefriedigend war ihr Zustand in sittlicher sowohl als in wissenschaftlicher Hinsicht, daß die Deutschen, besonders in den ersten Decennien des Jahrhunderts, gerne im Auslande eine bessere Nahrung suchten, oder auch wohl der unerträglich gewordenen Tyrannei des verwilderten Studentenwesens, dem Pennalismus, zu entfliehen trachteten. Die Juristen wandten sich nach den Rechtsschulen Frankreichs, die Mediciner gingen nach Italien; denn durch seine Schulen zu Padua und Pisa, durch Männer wie Telesio, Baglivi, Fabrizio, Cardano, Galilei, war Italien noch einmal, wenn gleich nur für kurze Zeit, Lehrer des übrigen Europa auf dem philosophischen und naturwissenschaftlichen Gebiete geworden.

Am Schlusse des großen Krieges, im Jahre des Westphälischen Friedens, hat Valentin Andreä das traurige, fast wie eine Grabschrift auf den deutschen Geist klingende Wort niedergeschrieben: „Schon lange und zwar aus eigner Erfahrung habe ich gelernt, daß es nichts Profaneres gibt als unsre Religion, nichts Schädlicheres als unsre Medizin, nichts Ungerechteres als unsre Justiz."

Und auch die spätern Zeiten dieses Jahrhunderts entrollen uns kein erfreulicheres Bild. Als Deutschland in

seiner politischen Ohnmacht tief gedemüthigt, ja mit Schmach bedeckt war, als fremder Uebermuth und fremde Habgier ein Glied nach dem andern von dem kraftlosen und gelähmten Körper des Reiches losriß, als die Pfalz verwüstet und Heidelberg eine Brandstätte geworden war, wie stille, wie ruhig war es damals auf unsern Universitäten? kein patriotischer Unwille gab sich kund, kein zündendes, die Nation aus ihrer Lethargie weckendes Wort ging von dort aus, Professoren wie Studirende schienen völlig resignirt und bereit, in stumpfer Gleichgiltigkeit alles über sich ergehen zu lassen. Die katholischen Anstalten, deren viele nicht einmal den Namen einer Universität verdienten, da sie nur aus ein paar Fakultäten bestanden, vegetirten mehr als sie lebten, bei halber Diät und in dem ihnen sparsam zugemessenen Luftraume. Die protestantischen Lehrkörper standen unter dem überwältigenden Einfluße der theologischen Interessen und Gegensätze, und ihre Geschichte ist fast ausschließlich eine Geschichte des Kampfes zwischen lutherischer Orthodoxie einerseits und Calvinismus, Synkretismus, Pietismus andrerseits. Nur Helmstädt machte eine Ausnahme. Dort wurde noch die Cultur der humanistischen Richtung gepflegt; dort wirkte H. Conring, ein Mann von einer damals beispiellosen Vielseitigkeit, Professor der Medicin, aber zugleich hervorragend als Rechtsgelehrter, Historiker und Theologe, durch seine Anwendung der historischen Methode auf deutsches Recht und Staatswissenschaft, als Prophet und Vorläufer einer wissenschaftlichen Richtung, welcher die deutschen Hochschulen später glänzende Erfolge verdanken sollten.

Bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts waren alle Vorträge in allen Fakultäten lateinisch gehalten worden, die deutsche Sprache war wie verbannt aus den Hörsälen, obgleich Leibnitz bereits erklärt hatte, daß die deutsche Sprache sich besser als jede andere zur philosophischen und wissenschaftlichen Kunstsprache eigne, da sie „nichts als rechtschaffene Dinge sage und ungegründete Grillen nicht einmal nenne.“

Es war dieß noch die Nachwirkung davon, daß wir Deutsche uns Jahrhunderte lang besonnen hatten, bis wir es zu der Spätgeburt einer eigenen Universität brachten, und daß wir selbst dann noch Jurisprudenz, Philosophie und Naturwissenschaft aus Italien holten. Was man dort lateinisch gelernt hatte, wollte und konnte man auch nur lateinisch in Deutschland wieder mittheilen. Endlich begannen ohngefähr um die gleiche Zeit Thomasius in Halle und Buddeus in Jena deutsche Collegien zu halten. Aber wie lange währte es noch, bis die deutsche Sprache allgemein durchdrang, und mit welcher Zähigkeit hielt man an den lateinischen Vorträgen fest! Denn nichts ist erwünschter und bequemer für den mittelmäßigen und beschränkten Lehrer, der nur Herkömmliches mitzutheilen weiß, als der Gebrauch der fremden lateinischen Sprache. In dem ausgetretenen Geleise dieses, selbst schon in seiner modernen Gestalt verarmten Idioms verbirgt sich trefflich die eigene Unklarheit der Begriffe und die Dürftigkeit der Gedanken; Gemeinplätze, die im deutschen Gewande unerträglich wären, klingen doch etwas vornehmer in der lateinischen Umhüllung.

Da doch jeder nur in seiner Muttersprache denkt, und eine todte Sprache unsern eigensten Gedanken und Gefühlen stets fremd bleiben wird, so hat man der Jugend die doppelte Geistesarbeit zugemuthet, erst das lateinisch Gehörte innerlich in's Deutsche zu übersetzen, und dann in dem deutsch Nachgedachten sich zurecht zu finden, welches letztere um so häufiger mißlingen mußte, als gerade in den abstracten Begriffen die deutschen und lateinischen Bezeichnungen sich durchaus nicht decken, und die bedeutsamsten deutschen Worte oft kaum annähernd oder nur durch Umschreibung lateinisch wiedergegeben werden können. Es erklärt sich dadurch leicht, daß, so lange die Alleinherrschaft des Latein und des beliebten, genau damit zusammenhängenden Dictirens an den Hochschulen währte, jener Stillstand in den nicht vom nationalen Leben berührten und nicht äußerlich angeregten Disciplinen eintrat,

welcher dann bald naturgemäß in einen Rückgang sich verwandeln mußte.

Im allgemeinen standen die deutschen Universitäten gegen Ende des 17ten und noch weit in's folgende Jahrhundert hinein in geringem Ansehen, und die Fürsten gingen nicht selten mit dem Beispiele der Mißachtung voran. Stärker konnte man den Hohn und die Geringschätzung einer Körperschaft nicht fühlen lassen, als dieß König Friedrich Wilhelm I. in Frankfurt an der Oder, sein Sohn gegen Halle that.[5] Man betrachtete und behandelte sie als verkommene, aber doch nicht oder noch nicht zu entbehrende Institute der Vorzeit, in denen geistige Beschränktheit, trockne Schulmeisterei und pedantische, dem Leben wenig frommende Buchstabengelehrsamkeit sich eingenistet hätten. Während die höheren Stände sich immer mehr in Sitte und Sprache den Franzosen zuneigten, während ein Fürst, wie der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, und ein Gelehrter wie Leibnitz, viele Jahre lang nur französische Briefe mit einander wechselten, mußte Thomasius, dem die Wiedereinsetzung der Muttersprache in ihre Rechte am Herzen lag, mit seinen Zuhörern in Halle vor Allem deutsche Stylübungen vornehmen. Die Meisten, sagt er, konnten nicht einmal einen kleinen Satz förmlich vorbringen oder einen deutschen Brief schreiben. „Derjenige, welcher die Muttersprache herstellen will, wird wie ein Wahnsinniger betrachtet," schrieb einige Jahre früher Gabriel Wagner, welchem der ausschließende Gebrauch fremder Sprachen, besonders in philosophischen Dingen, als ein unerträgliches Uebel erschien. Bezeichnend ist es für den argen Verfall der Universitäten, daß der größte Mann Deutschlands, Leibnitz, damals bei seinen Plänen und Vorschlägen für Hebung des wissenschaftlichen Lebens auf die Universitäten keine Rücksicht nahm; er scheint sie für allzu tief gesunken, und eine Reform für hoffnungslos gehalten zu haben.

Von 1690 bis gegen 1730 nahm Halle unter den deutschen Hochschulen den ersten Rang ein, es besaß eine Reihe

von Lehrern in allen Fakultäten, an deren Namen sich das Andenken eines wirklichen Fortschrittes in ihrem Geistesgebiete knüpft; Gedanken, Richtungen in Theologie, Philosophie und Jurisprudenz, die an andern Hochschulen niedergehalten und verfolgt wurden, fanden hier ein Asyl und freie Entwickelung, und die Francke'schen Stiftungen zogen die theilnehmende Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich.

Mit der Verkümmerung dieser Freiheit, als der Philosoph Wolf ausgestoßen, Spangenberg verbannt wurde, sank Halle's Ruhm und Einfluß, und um 1734 erhob sich unter britischem Schirm, von einem einsichtsvollen Staatsmanne geleitet, das mit reicheren Mitteln ausgestattete Göttingen. Es war dieß wohl die erste Hochschule, welche mit dem bestimmten Gedanken, daß eine Reform der deutschen Wissenschaft von ihr ausgehen solle, gegründet wurde. Die Namen Mosheim, Böhmer, Geßner, Haller, später Pütter, Schlözer, Michaelis, Heyne, Lichtenberg, die dort gewährte Lehr- und Censurfreiheit, die Menge der von Göttinger Professoren allmählich verfaßten Lehrbücher, welche an den übrigen Universitäten eingeführt wurden — alles dieß bewirkte, daß Göttingen für den Zeitraum eines halben Jahrhunderts etwa den Primat unter den deutschen hohen Schulen behauptete.

In Einem Gebiete vorzüglich war Göttingen's Einfluß auf den deutschen Geist von hoher Bedeutung — in dem geschichtlichen. Seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts wurden zwar an den deutschen Universitäten, im Norden wenigstens, Vorträge über Geschichte gehalten, doch waren es mehr Geschichten, wie sie zu bestimmten Zwecken verwendbar schienen, als eigentliche Geschichte, was gelesen wurde, und der Lehrer hieß mit Recht professor historiarum. Die Profangeschichte sollte als Hintergrund und Illustration der Kirchengeschichte dienen, und diese wurde dann, was damals in den Augen der Deutschen die Hauptsache war, der confessionellen Polemik dienstbar gemacht. Die deutsche und theilweise auch die italienische Geschichte wurde, so weit es sich um Fragen des

öffentlichen Rechts und der Verfassung handelte, von den Staatsrechtslehrern als Vorrathskammer und Arsenal benützt, aber vor dem Anfange des 19ten Jahrhunderts hatte Deutschland kein erträgliches Lehrbuch der Universalgeschichte (das erste von Cellarius in Halle), vor Köhler und Struve keine genießbare deutsche Geschichte. Neben Mascov in Leipzig waren es Göttinger Gelehrte, Pütter, Gatterer, Schlözer, Spittler, welche die neue Aera deutscher Geschichtsforschung einleiteten. Blickt man von einem Werke, wie Spittler's Geschichte der Europäischen Staaten, welche 1794 erschien, zurück auf die Leistungen vor 1750, so muß man sich gestehen, daß hier binnen vierzig Jahren Riesenschritte gemacht wurden, und es erhöht unsre auch für die Zukunft auf die deutschen Hochschulen gesetzten Hoffnungen, daß sie es waren, auf denen damals und nachher diese beßten Früchte deutscher Forschung und deutschen Scharfsinns gezeitigt wurden.

Ganz unerwartet und plötzlich zog in den letzten Decennien des Jahrhunderts die entlegenste der deutschen Hochschulen, Königsberg, durch den Besitz eines einzigen Mannes, Kant's, des großen Reformators der Philosophie, die Augen von ganz Deutschland auf sich, und bald gab es kaum mehr eine deutsche Universität, an welcher nicht ein Schüler des Königsberger Denkers oder ein Bekenner seiner Lehre gelehrt hätte. Und kaum war Kant abgetreten, als Jena, lange Zeit nur als die Schule tüchtiger und streng symbolisch-gläubiger Theologen bekannt, durch Fichte und Schelling der Sitz jener philosophischen Bewegung wurde, welche für einige Zeit eine Fülle deutscher Geisteskräfte in Anspruch nahm, und andere Studien in den Hintergrund drängte. Die Tochter des früheren Schelling'schen Systems, die Naturphilosophie, oder der allzu früh gemachte Versuch, aus der damaligen, noch sehr unzureichenden und gerade in einer Wandlung begriffenen Kenntniß der Physik heraus, und mit Hilfe allgemeiner logischer, in's physische umgedeuteter Begriffe, die Natur und ihren Gang zu construiren, wie Fichte die Geschichte

construirt hatte, drohte damals, da sie vielfach an den Universitäten Eingang fand, der nüchternen empirischen Forschung Gefahr. Allein die unerwarteten physikalischen und chemischen Entdeckungen auswärtiger Naturforscher, die sich nicht mehr in dem allzu hastig und mit zu gebrechlichem Material aufgeführten Gebäude unterbringen lassen wollten, offenbarten schon binnen wenigen Jahren die Haltlosigkeit des Systems, und der Versuch solcher Natur-Construction hat aufgegeben werden müssen. Auch hier zeigte sich, daß die Wissenschaft die Kraft zur Heilung der von ihr erzeugten Krankheiten in sich selber trage, wenn ihr nur einige Zeit dazu gegönnt wird.

Das achtzehnte Jahrhundert endete und das neue begann mit politischen Stürmen, mit Umwälzungen und Gebietsveränderungen, zu deren Folgen es gehörte, daß eine beträchtliche Zahl von Universitäten vom deutschen Boden verschwand. Helmstädt, Rinteln, Frankfurt an der Oder, Duisburg, Wittenberg, Erfurt, Mainz, Bamberg, Köln, Paderborn, Münster, Dillingen, Salzburg — sie alle starben theils eines natürlichen Todes in Folge langen Siechthums, theils eines gewaltsamen durch plötzliche, mitunter als Vereinigung mit einer andern Hochschule beschönigte Unterdrückung. Im Grunde wurde keine dieser Anstalten vermißt oder beklagt. Meistens hatten sie schon seit längerer Zeit nur ein schattenhaftes, kümmerliches Dasein geführt, mit nur zwei oder drei Fakultäten und ohne auch nur einen einzigen Gelehrten von allgemeinem Rufe zu besitzen. Manche von ihnen hatten ein so bescheidenes Stillleben geführt daß kaum noch jenseits der städtischen Mauern, innerhalb deren sie bestanden, ihre Existenz bis zu den Ohren der Menschen gedrungen war. Nur der Untergang der Mainzer, erst wenige Jahre vorher von dem Kurfürsten erneuerten und gut besetzten Hochschule, welche im Jahre 1787 600 Studierende zählte, wurde als ein schmerzlicher Verlust empfunden.

Nun aber sollte eine Anstalt in's Leben treten, welche rasch, schon in der Wiege gleichsam, alle andern überstrahlen

und das Höchste zu verwirklichen bestimmt war, was Deutschland bisher in der Gestaltung von Hochschulen zu erreichen vermochte. Gleich nach dem Frieden zu Tilsit, als Preußen um die Hälfte seiner Einwohner und seines Einkommens verringert, und zu einer Macht dritten Ranges herabgedrückt war, hatten der König und seine Räthe die Gründung einer Hochschule in der Hauptstadt beschlossen. Sie sollte mit der dort schon vorhandenen Akademie der Wissenschaften vereinigt werden. Man glaubte, daß der Anfang zur Wiedergeburt Preußens mit einer großartigen geistigen Schöpfung gemacht werden müße. Anfänglich war man nahe daran, mit der bisherigen Universitäts-Ueberlieferung völlig zu brechen, auch die Scheidung der Fakultäten sollte wegfallen, und eine höhere wissenschaftliche Lehranstalt nach ganz neuem Aufriß errichtet werden. Es ist bemerkenswerth, daß ein so durch und durch deutscher Geist, wie Fichte, wie angeweht von dem Hauche französischer Revolutions-Ideen, zu einem völligen Umsturz des bisherigen und zur Errichtung eines Instituts rathen konnte, welches, dem platonischen Gedanken eines von Philosophen beherrschten Staates entsprossen, die Individualität der zu erziehenden Lehrer und Gelehrten völlig unterjocht, ihre Freiheit vernichtet, und eine Art literarischen Mönchthums mit ganz despotischen Formen begründet haben würde. [6]

Doch nun nahm Wilhelm von Humboldt, zugleich Staatsmann und Gelehrter, die Angelegenheit in die Hand, und drückte der werdenden Anstalt das Gepräge seines reichen und vielseitigen Geistes auf. Nicht auf eine patriotisch-preußische war es zunächst abgesehen; denn mindestens zwei Dritttheile der Lehrer wären Fremde gewesen, wenn alle nach dem Auslande ergangenen Berufungen Erfolg gehabt hätten. Es war wohl seit der Reformation das erste Mal in Deutschland, daß eine Hochschule ohne jedes Programm, nicht um im Dienste einer kirchlichen Confession oder einer Schule zu stehen, sondern einzig nur, um geistige Bildung

und gründliche Wissenschaft zu verbreiten, gestiftet wurde. Jeder der hervorragenden Männer, mit denen die Schule begann, F. A. Wolf, Fichte, Savigny, Schleiermacher, Reil, vertrat nur sich selbst und die von ihm geschaffene Richtung oder ausgebildete Doctrin. Und welch' ein Wachsthum war die Folge! Im Jahre 1815, dem fünften Jahre ihres Bestehens, hatte Berlin in Allem 56 Lehrer, im Jahre 1860 waren dort 173 vereinigt, 97 Professoren, 66 Privatdocenten mit 7 Lectoren. Binnen 45 Jahren hatte sich also die Stärke des Lehrerpersonals verdreifacht. Im Jahre 1835 betrug die Zahl der Studierenden 2000, jetzt sind dort 2180.

Was in andern, außerdeutschen Ländern kaum möglich gewesen wäre, das zeigte sich nun in Preußen. Die große Ueberlegenheit der hauptstädtischen Hochschule und ihre natürliche Bevorzugung durch die Regierung, weit entfernt, die übrigen im Lande zu erdrücken, oder die Lebenskräfte ihnen auszusaugen, wirkte vielmehr wohlthuend und stärkend auf sie zurück. Halle schwang sich neuerdings empor, und ward die Lieblingsschule der, einmal dort sogar auf 800 angewachsenen Jünger der Theologie. Und noch immer übt die dortige theologische Fakultät, allgemein als das dem jedesmaligen Stande der protestantischen Theologie am besten entsprechende Organ derselben betrachtet, eine stärkere Anziehungskraft als jede andere in Deutschland. Breslau hat seit seiner Verschmelzung mit Frankfurt a. d. Oder, ohne gerade unter seinen Professoren Sterne erster Größe zu besitzen, doch als eine der besseren Anstalten, von der viele tüchtige Gelehrte ausgegangen sind, sich bewährt. Am Rhein hat das im Jahre 1818 gestiftete Bonn durch die Gunst seiner örtlichen Lage, durch seine treffliche Philologenschule und durch den Einfluß einer Größe wie Niebuhr es zu einer noch nicht verwelkten Blüthe gebracht.

Sie erwarten wohl nicht, daß ich hier der Leistungen und Vorzüge unserer nun seit vierzig Jahren hier waltenden Hochschule gedenke. Sie ist, Dank der einsichtsvollen Für=

sorge der Könige, deren Namen sie trägt, Ludwigs und Maximilians II., in diesen vier Decennien ein stattlicher Baum geworden, der seine Wurzeln tief in den vaterländischen Boden gesenkt und seine fruchtbeladenen Aeste weithin ausgebreitet hat. Möge er im Stande sein, den kommenden Stürmen zu trotzen. Endlich ist denn auch der ehrwürdigen Alterspräsidentin der deutschen Hochschulen, der Wiener Universität die längst ersehnte Wiedergeburt durch Erweiterung und Vertiefung, durch Entlastung und Entfesselung zu Theil geworden. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte diese Hochschule vorzüglich durch ihre ungemein tüchtige und gründliche medicinische Schule in Deutschland, ja in Europa eine, früher ihr nicht gewährte Geltung erlangt. Van Swieten, de Haen, Stoll, alle aus dem Auslande gerufen, waren Namen vom beßten Klange. Allein ihre Nachfolger waren ihnen nicht ebenbürtig, die übrigen Fakultäten waren schwach und lückenhaft — der geistige Druck, die Censur, der ganze Knäuel von verkehrten Einrichtungen, von Zwang und Beschränkung, alles dieses führte den trostlosen Zustand herbei, in welchem Wien gemeinschaftlich mit seinen übrigen österreichischen Schwestern in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sein träges und unerquickliches Dasein fristete. „Dort waren — ich rede mit den Worten eines Wiener Gelehrten — die Universitäten zu Fachschulen für Aemter, Advokaten und Aerzten herabgesunken; die Wissenschaft fand nur ausnahmsweise eine Pflege auf denselben und einen Stützpunkt in ihren Lehrern.“ Unter der umsichtigen Leitung des Grafen Thun ist nun das Werk der Erneuerung im Ganzen glücklich durchgeführt worden, tüchtige Kräfte wurden aus dem Auslande herbeigezogen, München trug sein Contingent dazu bei, und da gleichzeitig auch die früher in Oesterreich so tief gesunkenen Gymnasien sich wesentlich verbessert haben, so mag die Wiener Hochschule jetzt wohl würdig erscheinen, Mittelpunkt und vornehmster Träger des wissenschaftlichen Lebens im Kaiserreiche zu sein; und gewiß würde ihr Aufschwung noch fruchtbarer, würden ihre

Leistungen noch umfassender sein, wenn nicht die politische Noth und Zerfahrenheit, die Entmuthigung, und das peinliche Gefühl, auf unterwühltem und wankendem Boden zu stehen, sich dort wie ein lähmender Alp auf die Geister gelegt hätte.

Ein vergleichender Rückblick läßt uns nun leicht erkennen, welche Fortschritte wir gethan, welchen Gewinn wir in Deutschland in dem Gebiete des Universitätslebens errungen haben. Im 17ten Jahrhundert und noch im Beginne des 18ten entsprachen unsre Hochschulen den Bedürfnissen der Nation nur in sehr mangelhafter Weise; darum war auch ihr Ansehen wie ihr Einfluß nur gering, und fehlte es nicht an solchen, die in ihnen kaum etwas mehr denn ein zur Zeit noch nothwendiges Uebel sehen wollten. Die einzelnen Disziplinen griffen allzu wenig in einander, bewegten sich noch allzu sehr in dem herkömmlichen scholastischen Formelwesen, man ließ sich an handwerksmäßiger Abrichtung, im beßten Falle an Bildung brauchbarer Beamten genügen. Nur als Producte eines vieljährigen Sammlerfleißes, eines fast mechanisch zu nennenden ameisenartigen Zusammentragens wurden die Wissenschaften betrachtet, und nach diesen Wissenschaften ward der einzelne Gelehrte gemessen. Schriften, welche über den engen Kreis der Fachgelehrten hinaus an die Nation sich gewendet hätten und von ihr beachtet worden wären, gingen von den Professoren nicht aus; und fast jede Universität war ein Kampfplatz, auf welchem Parteien mannigfacher Art, meist ohne Gewinn für die Wissenschaft, gegen einander, nicht immer mit geistigen Waffen, stritten. Die Zwietracht unter den Professoren war sprichwörtlich geworden. Um nur Einer Fakultät hier zu gedenken, konnte doch Niebuhr von der Rechtskunde sagen, daß sie erst durch den Aufschwung der Philologie von der Barbarei zweier Jahrhunderte befreit worden sei.[7] Und wenn wir näher zusehen, möchten wir wohl auch bei der Medicin, bei der Philosophie, der Physik und Chemie von einer zweihundertjährigen Barbarei zu reden versucht sein.

Vergegenwärtigen wir uns nun die jetzige ehrenvolle Stellung der deutschen Universitäten, erwägen wir, daß sie die Stätten sind, an welchen alle besseren und höheren Richtungen des deutschen Geisteslebens oft erzeugt, immer genährt und geleitet werden, und bedenken wir hiezu die Kürze des Zeitraumes, etwa fünfzig Jahre, in welchem dieser Umschwung sich vollzogen, diese bewunderswürdige Productivität in allen Wissensgebieten sich entfaltet hat — dann müßen wir gestehen, daß sich kaum in dem ganzen Laufe der Weltgeschichte eine Parallele dafür entdecken läßt.

Alle großen und bleibenden Errungenschaften im wissenschaftlichen Gebiete sind durch die Verbindung verschiedener Fächer und Studien in einzelnen Männern zu Stande gekommen. Ich nenne drei, verschiedenen Zeiten angehörige Namen: Scaliger, Leibnitz, Haller. Der letzte dieser Namen erinnert uns sofort, daß der Träger desselben das Wissen seiner Zeit fast wie ein zweiter Aristoteles umfaßte. Leibnitz mit seiner nach ihm nie wieder erreichten Vielseitigkeit, war der erste Gelehrte, in welchem der Geist und die Einsicht des Alterthums mit den Entwicklungen und Errungenschaften der Neuzeit sich vermählte, und eine in ihrer Art einzige Kühnheit und Genialität der Forschung erzeugte. Scaliger endlich ist dadurch so groß und epochemachend geworden, daß er Theologie und Geschichte, Grammatik und Realien, Bibel und Klassiker in seinem Geiste umfaßte und sich durchdringen ließ. In unseren Tagen haben sich Theologie sowohl als Jurisprudenz an der Verbindung mit Philologie und Geschichte gereinigt, vertieft und erweitert, und hat sich die Medicin durch Herbeiziehung aller Zweige der physischen Erkenntniß zu einer den ganzen Menschen und die ihn umgebende organische und unorganische Natur umfassenden Kunde ausgedehnt. So haben diese Wissenschaften sowohl an Stoffreichthum als an Sicherheit des Verfahrens und also an Wahrheit gewonnen, sie sind Fackeln geworden, welche mit gesteigerter sowohl als geläuterter Flamme leuchten. Es

ist nun viel leichter geworden, krankhaften Stoff auszuscheiden, Irrthümer zu entdecken und zu entfernen. Aber da die Fortbildung jeder Wissenschaft durch tausend Fäden mit der Entwicklung und dem Gedeihen der übrigen zusammenhängt, da alle durch ein organisches Leben unter einander verbunden sind, so muß, wenn ein Glied leidet, das Ganze und folglich auch ein einzelner Theil mitleiden. Und wie paradox es auch manchen Ohren klingen mag: wenn z. B. Physik oder Chemie im Verfalle begriffen wäre, so müßte auch die Theologie und die Rechtswissenschaft darunter leiden, müßte ihrerseits krankhaft davon afficirt werden. Und dasselbe gilt auch von dem Volksleben; auch dieses könnte, wenn ein Zweig des wissenschaftlichen Lebensbaumes abzusterben drohte, nicht unberührt davon bleiben.

Und hier offenbart sich uns der rechte Werth der deutschen Universitäten und ihre schlechthin durch nichts anderes zu ersetzende Eigenthümlichkeit. Hier soll jede Kenntniß oder Lehre in die Sphäre der Wissenschaft erhoben und nur so mitgetheilt werden; dieß geschieht aber eben damit, daß alles prinziplose, zersplitterte Wissen, das ideenlose Notizenwesen, ferne gehalten, daß die innere Nothwendigkeit, der Causalzusammenhang der einzelnen Thatsache oder Lehre, ihre gliedliche Stellung im Organismus des Ganzen zur Anschauung gebracht wird.

Sodann sollen an der Universität die Fakultäten und die Wissenschaften einander überwachen und ergänzen. Es geschieht dieß von selbst, sobald nur die Lehrer der Solidarität aller Erkenntniß sich stets bewußt bleiben; es wird ihnen dann nie entfallen, daß jede Wissenschaft ein dringendes Interesse hat, die übrigen zu ihrem Dienste heranzuziehen, daß sie aber auch ihrerseits sich ihrem Einfluße nicht verschließen, ihre etwaige Gegenrede nicht unberücksichtigt lassen darf; denn als Glied an dem großen Leibe der Cultur und Erkenntniß soll jede sich fühlen. Und daß eben dieser Zusammenhang der einzelnen Disciplin mit dem Ganzen, und

wiederum in dem Fache selbst die Verbindung jedes Theiles, jeder Thatsache mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden dem Jünger klar werde, daß dieser sich stets von jedem Orte seiner Wissenschaft aus nach allen Richtungen hin zu orientiren vermöge, dafür hat der Lehrer Sorge zu tragen. Er wird dieß erreichen, wenn er nicht blos systematisch, sondern zugleich auch historisch zu Werke geht, wenn er den ganzen genetischen Proceß, den sein Fach, um zu seinem gegenwärtigen Stadium zu gelangen, durchlebt hat, also die Entwicklungsepochen dieser Wissenschaft seinen Zuhörern anschaulich vor Augen stellt.

Jenes geistige Band also, welches die Glieder einer Hochschule zu einem harmonisch waltenden und einträchtig sich bewegenden Organismus verknüpft, besteht nicht blos in der Gemeinsamkeit des Strebens und der Interessen, sondern auch in dem Wechselverkehr des Gebens und Empfangens, in der lebendigen Anregung, der Sollicitation zu immerdar sich erneuernder Thätigkeit, zu fortschreitender Forschung, welche der Einzelne von dem Ganzen empfängt. Und zu dem auf diese Weise sich entzündenden Wetteifer tragen nicht nur die Lebenden, sondern auch die bereits Hinübergegangenen durch die Erinnerung an ihr Wirken, an ihre Vorzüge, durch ihre Schriften bei. Denn eine Genossenschaft, wie die Universität, lebt und zehrt auch von ihrer Vergangenheit — glücklich freilich, wenn nicht auch die Sünden und Thorheiten einer früheren Zeit, als noch nicht völlig durchschaut und innerlich überwunden, fortwährend störend und verwirrend in die Gegenwart eingreifen und die Gemüther verbittern.

Unbedenklich rechne ich auch zu den Vortheilen der akademischen Gelehrten-Gemeinschaft jene Bescheidenheit, welche sich in der richtigen Abschätzung der eigenen Wirksamkeit und in maßhaltender Selbstbeschränkung kund gibt. Denn der einzelne, blos nach eigenem Drange und in stiller Abgeschiedenheit forschende Gelehrte ist allzusehr geneigt, sein Fach, auch wenn es mehr der Peripherie als dem innersten

Lebensherd des geistigen Mikrokosmus angehört, zu überschätzen; er unterliegt gar leicht der Versuchung, das Dienende zum Herrschenden machen, sein spezielles Fach mitten in das Centrum des gesammten Wissensgebietes versetzen zu wollen, was dann die doppelte Folge zu haben pflegt, daß er einmal seine Wissenschaft nicht aus der Idee des Ganzen heraus construirt und anbaut, und in der Verkennung ihrer richtigen Stellung auch zu bedenklichen Irrthümern bezüglich ihrer Gränzen und ihrer Leistungsfähigkeit verleitet wird; daß er ferner als der Priester dieser Göttin in der Schätzung der eigenen Persönlichkeit und Bedeutung getäuscht, sich immer fester in seine Einseitigkeit hineinarbeitet, sich verkennt und zurückgesetzt wähnt. Dagegen sind nun unsere Universitäten ein ganz vorzügliches Verwahrungsmittel. Sie setzen oder drängen jeden an seine Stelle, und mahnen ihn immer wieder, daß er doch nur ein Glied eines großen Organismus sei, und im besten Falle doch nur ein Bruchstück der Wahrheit ergriffen habe, nur einen geringen Beitrag zur Lösung der großen wissenschaftlichen Aufgabe beizusteuern im Stande sei.

Hier dürfte vielleicht die Ursache zu entdecken sein, warum Deutschland, das sich unter den großen Culturvölkern das Institut der Universitäten am spätesten, und lange ohne sonderliche Erfolge aneignete, in der Gegenwart gerade das klassische Land der Universitäten ist, und sie zu einem Umfang, zu einer wissenschaftlichen Vollständigkeit und Tüchtigkeit ausgebildet hat, daß es unstreitig nicht nur alle andern Völker hierin übertrifft, sondern, man darf fast sagen, im Alleinbesitze der rechten Universitäten ist.

In Frankreich, welches im Mittelalter die vollkommenste Universität, das Musterbild der übrigen besessen, ist das ganze Institut erloschen. Man hat richtig bemerkt, daß wenn nicht der erste Napoleon seine kaiserliche Universität, das heißt seine große lehrhafte Administrationsmaschine erdacht hätte, der Name „Universität" in Frankreich längst verschollen sein würde.[8] Es gibt dort nur noch Special-

Schulen, acht juristische, fünf medicinische, acht Schulen oder Fakultäten der exakten Wissenschaften (Mathematik und Naturkunde), und sechs Fakultäten des lettres (Philosophie, Philologie, Geschichte und Literatur). In zwei Städten, zu Paris und Straßburg sind wohl alle Fakultäten an einem Orte beisammen, aber ohne irgend ein sie verknüpfendes Band. Die erste und vornehmste der höheren Lehranstalten Frankreichs ist jetzt das von Franz I. gestiftete Collège de France, welches im Jahre 1789 neunzehn Lehrstühle, für Sprachen, Literatur, Mathematik, Naturwissenschaft und Medicin, für kanonisches und Naturrecht, und endlich auch einen Lehrstuhl für die vereinigten Fächer der Geschichte und Moral besaß. Seit der Revolution ist diese Zahl allmälig bis auf dreißig erhöht worden, und es ist beachtenswerth, daß sich unter den neu hinzugekommenen auch ein Lehrstuhl für Slavische Sprachen und Literatur befindet, der in Deutschland gewöhnlich vermißt wird, aber doch an einer Hochschule ersten Ranges nicht fehlen sollte. Noch immer besteht der eine Lehrstuhl für Geschichte und Moral in seiner unbestimmten Allgemeinheit, und wenn für Medicin eine vereinzelte Professur an dieser Anstalt sich findet, während ganz in der Nähe die völlig für sich bestehende medicinische Fakultät 26 Lehrstühle hat, wenn die Sorbonne wieder eine ähnliche Vereinigung von Lehrstühlen zeigt, in welcher kein leitender Gedanke sich erkennen läßt — so muß man wohl annehmen, daß in dieser ganzen Coordination und Zusammensetzung der Pariser höheren Schulen mehr der Zufall und die Rücksicht auf Personen gewaltet hat, als ein festes System.

Dagegen haben sich in England die beiden Universitäten ganz in ihrem früheren Charakter als große, einflußreiche, sich in völliger Unabhängigkeit selber regierende Körperschaften erhalten. Aber sie sind von dem was wir eine Universität nennen, himmelweit verschieden. Ich möchte sie als verlängerte Gymnasien, verbunden mit geistlichen Collegien und einer Beigabe von etwas Theologie bezeichnen.

Auch die vor einigen Jahren erfolgte Errichtung einiger neuen Lehrstühle, namentlich für Geschichte, hat diesen ihren angeerbten Charakter nicht wesentlich zu alteriren vermocht. Die akroamatische Methode der Deutschen, welche in täglichen Vorträgen ein ganzes Wissensgebiet bis zu Ende durchführt, hat bislang dort noch keinen Eingang gefunden. Sechs oder zehn Vorlesungen im ganzen Jahre, auf die effektvolle Befriedigung einer gemischten Zuhörerschaft berechnet, gelten dort für eine genügende Lösung der einem Professor gestellten Aufgabe. Man versetzt sich nicht, wie der deutsche Lehrer es thut, in das Centrum seines Gegenstandes, um von diesem aus die ganze Peripherie heranzuziehen und in einheitlicher Gestaltung zu beherrschen, sondern man begnügt sich, von der Vogelperspective aus über den Gegenstand hinzugleiten, oder Schlaglichter auf einzelne Partieen zu werfen.[9]

Weder Beamte zu bilden, noch Juristen und Aerzte oder Naturforscher zu liefern, sind die englischen Universitäten bestimmt. Ihre Aufgabe ist, durch klassische und mathematische Studien nebst Logik und Moralphilosophie und durch eine Collegienerziehung dem Stadte und der Gesellschaft den gebildeten und unabhängigen Gentleman und daneben der Staatskirche einen weniger theologisch als klassisch und literarisch gebildeten Klerus zu liefern.

Indem ich dieß erwähne, ist es nicht meine Absicht, die englischen Universitäten zu tadeln, ich halte sie vielmehr für vortrefflich in ihrer Art, und für geeignet, das zu leisten, was die Nation von ihnen fordert. Ich will nur zeigen, daß sie etwas ganz anderes sind, als die gleichnamigen deutschen Anstalten, daß sie allerdings den mittelalterlichen Universitäten näher stehen und mehr von ihnen beibehalten haben, daß aber die deutschen Genossenschaften dem Ideal einer Hochschule, wie es im 19. Jahrhundert angestrebt werden soll und verwirklicht werden kann, weit besser entsprechen als die englischen. Dabei verhehle ich nicht, daß mir die Collegien von Oxford und Cambridge, diese verjüngten und ver-

besserten Abbilder der alten in Deutschland leider untergegangenen Bursen, wie ich sie an Ort und Stelle beobachtet habe, vielfach eine Empfindung der Sehnsucht und des Neides erweckt haben. Konnte ich doch so deutlich dort wahrnehmen, wie die Lehre auch sofort zur Gesinnung werde, und ihre Wirksamkeit nicht blos in der Erweiterung der Kenntnisse, sondern auch in der Erhebung der Gemüther und der Veredlung des Willens sich erweise. Ja oft schon habe ich mich gefragt: Warum verzichten wir Deutschen denn so ganz auf eine Einrichtung, welche Vernunft und Erfahrung gleichmäßig empfehlen, welche Tausende von Vätern und Müttern von schlaflosen Nächten, von nagendem Kummer und peinigender Angst erlösen, und zahlreiche Jünglinge vom Untergange retten, andere vor lebenslänglicher Reue bewahren würde? Dank unserem unvergeßlichen Könige Max II., daß er mit seinem weitausgreifenden Blicke und seinem menschenfreundlichen Sinne auch dieses Bedürfniß erkannt, und ein Beispiel gegeben hat, was in dieser Richtung zu thun sei.

Tiefer als die englischen stehen die vier schottischen Universitäten, zu Edinburg, St. Andrews, Glasgow und Aberdeen. In der That kann in einem Lande, wo es nach der eigenen Aussage einheimischer Gelehrten für lächerlich gilt, eine Wissenschaft nicht wegen des unmittelbaren Nutzens, sondern um ihrer selbst willen zu studiren, der Zustand kaum ein anderer sein, als der von dem Professor Blackie in Edinburg beschriebene, wonach „im gegenwärtigen Momente die Gelehrsamkeit an den Landesuniversitäten auf der niedrigsten Stufe steht, die nur denkbar ist“[10], wie denn z. B. Geschichte auf den schottischen Universitäten so gut wie unbekannt ist. Wohl hat Edinburg eine in der brittischen Welt berühmte medicinische Schule, aber diejenigen Schotten, deren Namen in der Literatur Ruf und Bedeutung erlangt haben, stehen fast alle in keiner Verbindung mit den Hochschulen.

In Nord-Amerika sind Universitäten im wahren Sinne und nach ihrer geschichtlichen Entwicklung gleichfalls

nicht zu finden. Die Anstalten, welche dort so heißen und sogar das Recht haben, Doctoren der Rechte und der Theologie zu kreiren, halten die Mitte zwischen den deutschen Gymnasien und den philosophischen Fakultäten einer deutschen Hochschule. Eine wissenschaftlich gestaltete Jurisprudenz existirt bekanntlich weder in England noch in Amerika; die Theologie aber richtet sich genau nach dem Lehrbegriffe jeder der dreißig oder vierzig Sekten, aus deren Mitteln die Schule unterhalten wird.

Die einundzwanzig Universitäten Italiens gleichen, äußerlich angesehen, den deutschen, nur daß sie meistens keine theologischen Fakultäten haben, denn in Italien wird der Klerus ausschließend in den bischöflichen Seminarien gebildet, und ist eben deshalb durch eine breite Kluft von den gebildeten Klassen getrennt und ihrer Sinnesweise entfremdet. So ergibt sich, wenn man die höheren Lehranstalten der Amerikaner und der Italiener mit einander vergleicht, ein seltsamer Contrast. In dem Lande, welches in der Geschichte das jüngste ist, und dessen Institutionen daher auch so zu sagen erst von gestern sind, genießt die Theologie eines so hohen Ansehens, daß vorzugsweise um ihretwillen, und um christliche Prediger zu bilden, die hohen Schulen gegründet worden sind, wie denn auch nicht von den Städten und Provinzen, sondern meist von den großen Religionsparteien diese Gründungen ausgegangen sind. Dagegen ist in der alten Heimat der Civilisation und der hohen Schulen, in dem Lande, welches einst die Lehrerin aller Culturvölker gewesen, die wissenschaftliche Theologie so mißachtet, daß sie an den meisten Universitäten nicht einmal eine nominelle Vertretung hat, und daß der Klerus, der zahlreichste, den irgend ein europäisches Volk im Verhältniß zu seiner Bevölkerung besitzt, völlig zufrieden mit dem in den 217 Seminarien empfangenen Elementar-Unterricht, mit wenigen Ausnahmen kein höheres wissenschaftliches Bedürfniß kennt. So aber steht es dort nicht erst seit ein paar Decennien, sondern schon

längst; hätte nicht im 17. Jahrhundert ein Mann wie Noris einige Zeit an der Universität Pisa gelehrt, so würde man in Verlegenheit sein, auch nur einen einzigen wahrhaft ausgezeichneten und umfassend gelehrten Theologen, der dort einer Universität angehört hätte, namhaft zu machen. Wer dieses Verhältniß nicht kennt, oder nicht in Anschlag bringt, der muß denn freilich die jüngsten Vorgänge in Italien und ihre Hauptursache, nämlich die allgemeine mit Geringschätzung gepaarte Abneigung der Laien in den mittleren und höheren Ständen gegen den Klerus, unbegreiflich finden.[12]

In welch' tiefem Verfalle sich übrigens die für die Bedürfnisse des Landes allzu zahlreichen italienischen Universitäten befinden, für wie dringend eine neue durchgreifende Organisation derselben erachtet wird, das hat kürzlich ein dortiger Professor, Bonghi, mit Sachkenntniß und Offenheit dargelegt. Die Abhilfe dürfte indeß um so schwieriger sein, als ein Hauptgrund des Uebels in dem kläglichen Zustande der Gymnasien des Landes liegt.

In Spanien befanden sich die Universitäten mit so vielem anderem längst in tiefem Verfalle; schon vor hundert Jahren wurden sie von den Staatsmännern und Gelehrten als eines der vornehmsten Bollwerke verrotteter Zustände und Mißbräuche betrachtet, ihr Vermögen ist durch die Revolutionen und die Bürgerkriege verschleudert, ihre Gebäude liegen in Trümmern, die Studierenden bilden noch immer nach dem Berichte eines deutschen Augenzeugen eine Klasse, aus der man sich dort die Bedienten wählt, und, wie derselbe Gelehrte beifügt[13], hat man den alten Sauerteig gelassen und nur ein aus Frankreich verschriebenes Kleid darüber geworfen, wie denn in diesem Lande jetzt Alles dem überwältigenden Einflusse französischer Einrichtungen und Ideen unterliegen muß.

Daß die slavischen Völker und Staaten nur mit deutschen Kräften Universitäten bilden und erhalten konnten, zeigt die Geschichte der Czechen und Polen. Rußland hat

an Dorpat eine völlig deutsche Hochschule, auch die andern sechs Universitäten des Reiches, darunter die jüngste erst 1865 in Odessa errichtet, sind nach deutschem Muster und zum Theil mit deutschen Lehrkräften eingerichtet, nur daß, wie Regierungsorgane klagen, brauchbare Professoren der Jurisprudenz in Rußland eben nicht aufzufinden sind. In der Schweiz tritt der Gegensatz des Romanischen und des Germanischen gerade in dieser Beziehung recht augenfällig hervor; während die deutsche Schweiz nicht weniger als drei Hochschulen besitzt, und selbst das kleine Basel nach der Trennung der Landschaft die seinige nicht hat fallen lassen, vielmehr einen Kreis der tüchtigsten Gelehrten sich zu bewahren gewußt hat, hat die französische Schweiz, obwohl es ihr nicht an geistigen Kräften mangelt, doch nicht einmal einen Versuch zur Bildung einer Universität gemacht.

Holland, unsere Nachbarin und nächste Blutsverwandte, hat diese Verwandtschaft auch in seinen drei Hochschulen bewährt, welche nach deutschem Maße freilich mit sehr unzureichenden persönlichen Kräften ausgestattet sind. Und andrerseits läßt Belgien seine Französisch-Germanische Zwiegeschlechtigkeit auch in seinen vier Universitäten nicht verkennen, die aus französischen und deutschen Einrichtungen gemischt sind, von denen jedoch kaum eine vor dem Richterstuhl des deutschen Geistes als ächte volle Hochschule bestehen möchte.

Wenn in dem Königreiche Dänemark nach seiner frühern Zusammensetzung die deutsche Universität Kiel größere wissenschaftliche Bedeutung erlangt hat, als die rein dänische Kopenhagen, so lag dieß wohl großentheils an den Hemmnissen, welche die geringe Seelenzahl des dänischen Volksstammes jedem Aufschwung einer nationaldänischen Literatur entgegensetzt. Deßhalb hat diese, übrigens ganz nach deutschem Muster eingerichtete, Hochschule außer den großen Philologen Rask und Madvig in neuerer Zeit nur bedeutende Theologen, wie Münter, Grundtwig, Martensen aufzuweisen,

und auch die sonst Alles übersetzenden Deutschen pflegen doch Dänische Werke nur in seltnen Fällen zu übertragen.

Dagegen ist die Organisation der beiden Schwedischen Universitäten, Upsala und Lund, eine ganz andere als die der deutschen; manche ihrer Züge sind noch aus den mittelalterlichen Zuständen beibehalten, so die gesetzliche Nothwendigkeit für jeden Studirenden, einer der Nationen anzugehören. Solcher Nationen, deren jede ihr eigenes Nationshaus und eine darin befindliche Bibliothek hat, bestehen in Upsala jetzt dreizehn. Wie verschieden aber der Schwedische von dem deutschen Maßstabe in wissenschaftlichen Dingen sei, zeigt sich schon darin, daß man dort mit zwei Professoren der Rechte und fünf Lehrern der Medicin auszureichen glaubt, wobei wir indeß doch nicht vergessen wollen, daß an diesen Hochschulen früher ein Linné, später ein Berzelius und Geijer gelehrt haben.

So werden wir zu der Annahme hingeführt, daß die Universitäten mit allen ihren Vorzügen und theils heilbaren theils unheilbaren Gebrechen, die adäquateste Form sind, in welcher die deutsche Individualität zum Ausdruck, ihr geistiges Bedürfniß zur Befriedigung gelangt. Diese Mischung von Freiheit und Gebundenheit, von corporativer Beschränkung und Selbstbestimmung bei Meistern und Jüngern, vorzüglich aber der Wechselverkehr, in welchem der Lehrer auch das Beste, was er weiß, und die köstlichsten Früchte, die er seiner Wissenschaft abzugewinnen vermag, unbefangen hingibt, und der Schüler es mit Dank und Anerkennung hinnimmt; sowie die von dem Lehrer ausgehende Sollicitation zum eigenen Denken und Prüfen, und die von der Zuhörerschaft ausströmende, dem Lehrer so wohlthuende und unentbehrliche Anregung, durch welche seine Produktivität in stetem Flusse erhalten wird — das sind die Dinge, in welchen der Reiz und Vorzug des Universitätslebens liegt, und in ihnen liegt auch der Grund, daß die Universitäten ein specifisch deutsches Institut geworden sind. Der deutsche, auf Lehre und Wissenschaft gerichtete Geist hat in dieser Form sich verkörpert, und wo immer deutsches Leben

zur Gestaltung kommt, da wird es auch sicher etwas unseren Hochschulen Gleichendes hervorbringen.

Unstreitig sind die Deutschen die universalste unter den Nationen; in ihrem Schooße findet sich das ächt Menschliche, Weltbürgerliche in größerer Fülle, in reicherer Mannigfaltigkeit als bei irgend einem andern Culturvolke. Darum fühlt sich der Deutsche auch jeder der großen Nationen nach ihren besseren Eigenschaften innerlich verwandt, und empfindet weniger die repulsive Kraft des fremden Volkswesens. Während Manche auch die abstossenden Seiten ihrer Nationalität wie ein Schneckenhaus auf der ganzen Erde mit sich herumtragen und zur Schau stellen, ist die Rinde des germanischen Volksbaumes minder schroff und rauh als bei andern Stämmen. Der Deutsche zeigt sich weicher, nachgiebiger, und selbst seine Sprache pflegt vor dem Andringen einer fremden zurückzuweichen. Unterliegt der Deutsche dadurch dem Vorwurf einer gewissen kosmopolitischen Zerfahrenheit, läßt er sich, wie die Erfahrung in unsern Grenzländern und an unsern Auswanderern zeigt, leicht von einer fremden, strafferen Nationalität absorbiren, so ist es doch eben der Reichthum, die vielseitige Beweglichkeit des deutschen Wesens, seine Fähigkeit, auf jeden fremden Vorzug anerkennend und selbst liebend einzugehen, sich Alles anzueignen und es sofort zu vervollkommnen, was unser Volk so recht zum Centralvolk der Menschheit macht. Welcher, den meisten Augen verborgene, Reichthum merkwürdiger Züge, Sitten, nationaler und provincialer Eigenthümlichkeiten in Deutschland vorhanden sei, das hat unser College Riehl in einer Reihe von Werken dargelegt. Die ganze Nation nach den Hauptseiten ihres Lebens und Wirkens in einer umfassenden Darstellung zu schildern, dieß würde eine Aufgabe sein, welcher selbst ein ganzes der Forschung gewidmetes Menschenleben kaum zu genügen vermöchte. Sie ist daher auch noch nicht unternommen worden. Das Incommensurable dieser Nationalität hat noch jeden zurückgeschreckt. Wie reich ist z. B. die englische

Literatur über Frankreich, Italien und andre Völker, aber noch hat kein Engländer den Versuch gewagt, ein nur einigermaßen eingehendes Werk über Deutschland zu schreiben. Und was die französische Literatur an derartigen Schriften besitzt, zeigt nur, daß das wirkliche Verständniß, die tiefere Einsicht in das deutsche Wesen dem Franzosen mehr noch als dem Briten verschlossen ist.

Dem Deutschen dagegen ist die Gabe verliehen, das Sinnen und Streben anderer Völker, sei es, daß er es an Ort und Stelle beobachtet hat, oder daß es ihm in der fremden Literatur und Geschichte entgegen getreten ist, zu verstehen und bis in seine Wurzeln erkennend zu verfolgen. Man könnte diese Fähigkeit und Bereitwilligkeit, jeden fremden Vorzug, jede nationale Eigenthümlichkeit oder auswärtige Leistung anzuerkennen, nach ihrem Werthe zu schätzen, und bei sich einzubürgern, auch als einen höheren Gerechtigkeitssinn bezeichnen. Doch insofern sich derselbe in Wissenschaft und Literatur kund gibt, darf ich ihn wohl den historischen Sinn der Deutschen nennen und darf ich auch behaupten, daß sie diesen Sinn im eminenten Grade, mehr als jedes andere Volk, besitzen. Gewiß gehört diese Kraft und Neigung, sich der Herrschaft der Gewohnheiten über unser Bewußtsein so weit zu entziehen, die Atmosphäre, welche die Gegenwart um uns zieht, zu durchbrechen und durch alle Nebel der Vorurtheile hindurch Geist und innerstes Wesen entfernter Zeiten und fremder Völker zu erkennen, zu dem Höchsten und Edelsten, was dem Menschen von Gott verliehen werden kann. Und nur denen wird es verliehen, welchen zugleich auch das rastlose Streben, das nie ermüdende Spähen und Graben nach Wahrheit inwohnt, welche so viel Muth und Beharrlichkeit besitzen, das Kostbarste um den höchsten Preis, die Hingabe aller andern Genüsse und Freuden des Lebens, zu erkaufen, sich nicht an oberflächlicher Betrachtung und an Ausbeutung des bereits Gefundenen genügen zu lassen, sondern bis zum Grunde der Dinge vorzu-

bringen. Ich möchte, ein Göthe'sches Wort anwendend, sagen, das deutsche Geistesauge sei vor andern sonnenhaft. Wohl behauptet der Franzose: als Sonne oder als Vulcan sei sein Land der Erde zu leuchten bestimmt. Und wir wollen ihm die großen Vorzüge seiner Nation und den Primat, den sie jetzt noch als Besitzerin und Erzeugerin einer Weltliteratur genießt, durchaus nicht streitig machen. Frankreichs geistige Wirksamkeit auf die ganze Culturwelt und noch darüber hinaus ist eine direkte und unmittelbare, die unsrige erst eine mittelbare. Frankreich ist so zu sagen durch die Universalität seiner Sprache den Völkern allgegenwärtig, es hat und erkennt die Aufgabe, das von den Deutschen aus den Schachten der Wissenschaft zu Tage geförderte Gold auszumünzen, wohl auch in leichte Scheidemünze umzusetzen und in Circulation zu bringen. Auf diese Art des Erfolges müssen wir verzichten. Denn einmal wird die deutsche Sprache, schon weil sie zu schwer zu erlernen ist, nie eine Weltsprache werden wie die französische und englische, und dann haben wir es bis jetzt noch nicht zu jener durchsichtigen Klarheit und jener mit dem Gedanken sich vollständig deckenden Eleganz und Präcision der Form gebracht, durch welche die besseren Werke unsrer Nachbarn sich in so vorzüglichem Grade den weitesten Leserkreisen und dem Geschmacke aller Nationen empfehlen.

Und nicht blos an Franzosen haben wir diesen Vorzug der Form, diese Blüthe der, jeden gebildeten Geist gleichmäßig befriedigenden, den klassischen Mustern des Alterthums sich annähernden Darstellung anzuerkennen. Auch der Brite Macaulay, der Schwede Geijer, der Neapolitaner Colletta, der Pole Lelewel und der Russe Karamsin, so ganz verschieden ihre Geistesrichtung und ihre Auffassung und Behandlung des geschichtlichen Stoffes auch ist — sie sind zwar alle, was die Gründlichkeit und den Umfang der Forschung, die Sichtung des Materials betrifft, den besten unter den deutschen Historikern nicht gleichzustellen, aber in ihrer formellen Vollendung mögen sie uns immerhin als Vorbilder dienen, deren

Vorzüge unseren jüngeren Kräften, nicht zur Nachahmung, wohl aber zu eindringendem Studium sich empfehlen.

Daß wir uns gleichwohl nicht überheben, wenn wir die historische Begabung und den daraus sich ergebenden Weltberuf in dem erläuterten Sinne als einen Vorzug unserer Nation in Anspruch nehmen, dafür läßt sich ein Beweis anführen, der auch den Nichtdeutschen einleuchten muß. Bücher über die Zustände, die Geschichte, die Literatur einer Nation, von Ausländern geschrieben, werden gewöhnlich von dem Lesepublikum des Volkes, mit welchem sie sich beschäftigen, als ungenügende Versuche ignorirt oder bei Seite gelegt. Man setzt, und meist mit Recht, voraus, daß sie den Söhnen des Hauses nichts wirklich Neues oder auch nur ganz Zuverläßiges mitzutheilen haben. Tocqueville's Werk über Nordamerika, Guizot's Darstellungen der englischen Revolutionsperiode, und die Schriften der Amerikaner Ticknor und Prescott über Spanien sind allerdings Ausnahmen. Aber nun vergleiche man damit die stattliche Anzahl von Werken, in welchen deutsche Gelehrte fremde Nationen, ihre Geschichte, ihre Literatur und ihre Institutionen auf eine für diese selbst neue und befriedigende Weise dargestellt haben.

Von V. A. Hubers Geschichte der Englischen Universitäten sagte mir der Schatzkanzler Gladstone, auf dessen Tisch ich sie liegen sah, es sei dieß ein ihm unentbehrliches Werk, welches besser sei als Alles, was in England über den Gegenstand geschrieben worden. Die Schriften von Gneist über Englisches Recht und Verfassung, die beiden sich ergänzenden großen Geschichtswerke von Lappenberg (fortgesetzt von Pauli) und von Ranke sind so gediegen, enthalten so vieles Neue und Eigenthümliche, daß auch der einheimische Kenner nicht umhin kann, sich ihrer zu bedienen. Dasselbe gilt von Ranke's französischer Geschichte. Die einzige genügende Geschichte von Portugal ist die von Schäfer; eine befriedigende Geschichte Rußlands in den zwei letzten Jahrhunderten ist nirgends als in dem Werke von Herrmann zu finden. So wird

wohl auch kein unterrichteter Däne die Arbeiten von Suhm und andern Dänen der Dahlmann'schen Bearbeitung der Geschichte seines Landes vorziehen.

Hegel's Geschichte der Italienischen Städte-Verfassung bleibt noch immer ein von Italienern unerreichtes Werk, so gerne und häufig sie sich auch mit Forschungen über die Municipalgeschichte ihres Landes beschäftigt haben. Und die Geschichte der italienischen Rechtsschulen von Savigny ist auch jenseits der Alpen als ein Werk, welchem kein einheimischer Gelehrter gewachsen wäre, anerkannt und zweimal übersetzt worden. Die Geschichte des französischen Rechts ist von Schäffner und Stein, die Geschichte der neuern socialen Bewegung Frankreichs von demselben Stein so gründlich dargestellt worden, daß wir die französischen Werke über diese Materien ihnen gewiß nicht vorziehen werden. So wird wohl auch jeder Russe bereitwillig die Aufschlüsse über die inneren Zustände seines großen Reiches, welche kein russisches Werk ihm in solcher Fülle darbietet, aus den Studien des Herrn von Harthausen schöpfen.

Von Schack's Geschichte der dramatischen Literatur in Spanien hat eine auch jenseits der Pyrenäen empfundene Lücke trefflich ausgefüllt. Wer die deutschen Studien über Shakespeare mit den Englischen vergleicht, wird unbedenklich den ersteren, als den gehaltvolleren und tiefer eindringenden, den Vorzug einräumen. Ueber den großen Dichter, welcher der Stolz und die Ehre Italiens ist, haben seit einiger Zeit fast alle Culturvölker eine schon kaum mehr übersehbare Literatur zusammengetragen. Daß jedoch die Palme auch hier den Deutschen gebühre, dürfte dem, der die Leistungen von Witte, von Wegele und den Commentar des Königs von Sachsen über Dante mit ähnlichen Italienischen Hervorbringungen vergleicht, nicht zweifelhaft sein. Hat doch der Graf Cesare Balbo, schon ehe das königliche Werk über Dante erschienen war, seine Volksgenossen ermahnt, daß sie sich zusammennehmen, und einen des großen Gedichtes würdigen

Commentar zu Stande bringen sollten, sonst würde einer von jenen wunderbaren und gewissenhaften Deutschen es vollbringen, die, wie er sagt, allmälig der uns zustehenden Wissensgebiete sich bemächtigen.[14]

Diese Blüthen und Früchte der Wissenschaft sind nun zum größten Theile in den Gärten unserer Hochschulen gezogen und gezeitiget worden, und es zeigt sich überhaupt, daß unsere Universitäten, und nur sie, die Werkstätten sind für alle Zweige des geschichtlichen Wissens und Forschens. Nur hier finden sich heutzutage die Kräfte, welche die zur wissenschaftlichen Verarbeitung sich herandrängenden Massen neuen Stoffes zu bewältigen im Stande sind. So sind die deutschen Hochschulen in ihrer jetzigen Gestalt die Produkte des historischen Sinnes der Nation, und wiederum sind sie es, durch deren Thätigkeit dieser Sinn genährt, rein erhalten und auf die rechten Ziele hingelenkt wird. Ja auch schon darin offenbart sich diese Sinnesweise, daß die Nation und ihre Regierungsgewalten und ihre Genossenschaften sie stets mit Liebe gepflegt, und im Ganzen nach den in ihnen liegenden Keimen, ohne Sprünge, ohne Gewaltthätigkeit fortgebildet und zu ihrer jetzigen Gestalt erweitert haben. Da zeigt sich dieser Sinn als Bedürfniß und zugleich als Verständniß historischer Continuität, welche nicht zerstört und abbricht, um auf geebnetem Boden sofort ein neues Gebäude aufzuführen, sondern erhält und fortbaut und nur das von Zeit zu Zeit schadhaft gewordene herausnimmt und ersetzt. Auf diesem Wege haben wir Vieles erreicht. Das Zusammenwirken von Katholiken und Protestanten an den Universitäten, durch den Gang der deutschen Geschicke, durch den Zustand der Wissenschaft und Literatur zu einer geschichtlichen Nothwendigkeit geworden, galt in früheren Zeiten für eine an Unmöglichkeit gränzende Schwierigkeit; es wurde in Erfurt und während einiger Zeit auch in Heidelberg versucht, aber es wollte nicht gelingen, und Erfurt ist daran zu Grunde gegangen. Jetzt ist es mehr und

mehr zur Regel geworden, und da, wo auch theologische Fakultäten beider Confessionen nebeneinander bestehen, haben gerade diese, wie an Tübingen und Bonn zu ersehen, unverkennbaren Gewinn aus dieser Verbindung gezogen. Der Pennalismus, jene Pest der deutschen Universitäten während zweier Jahrhunderte, ist verschwunden, und wie viel auch noch der sittliche Zustand der Jugend an manchen, vielleicht an den meisten Hochschulen zu wünschen übrig läßt, das läßt sich doch nicht verkennen, daß hier eine wirkliche Besserung eingetreten, daß jedenfalls die Zahl der ernst gesinnten, mäßig und sittlich lebenden und wirklich studirenden Jünglinge größer geworden ist, als sie, nach allem was wir über die Zeit von 1550 bis 1750 wissen, damals war.

Auch das haben wir erreicht, daß unsere Hohen Schulen gegenwärtig eine vierfache Aufgabe im Ganzen mit Glück lösen, eine vierfache Bestimmung, ohne Verkürzung oder Beschädigung der einen durch die andere, erfüllen. Denn sie sind einmal die Anstalten, welche die allgemeine höhere Bildung gewähren; sie sind zweitens die Schulen zur Ausbildung der Jugend für den Beamtenberuf, zugleich aber auch Pflanzstätten für künftige Lehrer. Und endlich sind sie auch gelehrte, der Erweiterung des Wissenschaftsgebietes durch Forschung und literärische Produktivität gewidmete Körperschaften. Die deutschen Hochschulen haben gerade den thatsächlichen Beweis geführt, daß diese so oft und selbst von Professoren für unvereinbar erklärten Leistungen nicht nur sehr wohl mit und neben einander bestehen können, sondern daß sie auch fördernd aufeinander einwirken, daß z. B. der Gelehrte, welcher als Forscher und kräftiger Arbeiter hervorragt, durchschnittlich auch als Lehrer die besseren Erfolge erzielt. Denn gleichwie Niemand die Wissenschaft bewahren kann, der nicht auch sie zu vermehren im Stande ist, so ist auch nur der fähig, wahrhaft wissenschaftlich zu lehren, der sich als selbstständiger Forscher bewährt, und nicht mit bloßem Sammeln oder Verarbeiten eines von andern gelieferten Materials sich begnügt.

Wer in der Weltgeschichte lebt, —
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist werth, zu sprechen und zu dichten.

Heißt dieses Wort Göthe's nicht: der historische Sinn ist es, der den Mann zum Priester der Wissenschaft, zum Lehrer der Jugend weiht? Und damit man meinem Gedanken die gehörige Weite gebe, so nenne ich sofort vier Deutsche der jüngst vergangenen Zeit, in denen ich Heroen, Repräsentanten des historischen Sinnes erkenne: Niebuhr, Alexander von Humboldt, Jakob Grimm, Karl Ritter. In Niebuhr war es die glänzende Combinationsgabe und der mit schöpferischer Phantasie gepaarte historische Scharfblick, was ihn in den Stand setzte, eine Römische Geschichte durch die von Livius über dieselbe geworfenen Schleier hindurch zu diviniren und aufzubauen, womit er der richtigen und seitdem so fruchtbringend gewordenen Einsicht Bahn brach, daß man in den Begebenheiten zwischen dem von dem Geschichtsschreiber getrübten Bilde und der Wahrheit, wie sie war, zu unterscheiden habe.

Nicht bloß darum, weil er auch erfolgreicher Geschichtsforscher war, rechne ich Humboldt zu den Mustern des deutschen historischen Sinns, sondern weil er als Naturkundiger wie als Historiker nach der gleichen Methode verfuhr: scharfe Beobachtung des Thatsächlichen, Sammlung und Gruppirung aller auffindbaren Einzelheiten und Zusammenfassung derselben wie Strahlen in einem Brennpunkte, Erforschung ihres inneren, auf sittlichen oder physischen Gesetzen beruhenden Zusammenhanges, Construktion der Einheit aus der Mannigfaltigkeit und wiederum des Einzelnen aus der gefundenen Einheit. So war in Humboldt stets die historische Beobachtung mit der der Natur gepaart und die eine durch die andere gehoben.

Ritter ist durch ähnliche Verbindung der Schöpfer der wissenschaftlichen Erdkunde geworden. Er war es, welcher Geographie, Ethnographie, Geschichte, die früher unvermittelt

nebeneinander hergingen, zu einem sich gegenseitig durchdringenden Ganzen verknüpfte, indem er den Einfluß erforschte und nachwies, den die umgebende Natur auf den Menschen, auf die Völker und ihre Geschichte geübt hat.

An Jakob Grimm endlich bewundern wir den historischen Sinn als die bei ihm zur höchsten Virtuosität ausgebildete Fähigkeit, die Seele, das geheimste Wesen des deutschen Volkes in Sprache und Sitte, in Sage, Mythus und Recht zu erfassen und mit einer bis zur Selbstverläugnung gehenden Objectivität darzustellen.

Doch besser noch als in einzelnen Persönlichkeiten offenbart sich uns die schöpferische Kraft des deutschen historischen Sinnes, der mächtige Trieb, sich alles anzueignen und es gemäß den in seinem Wesen liegenden Gesetzen zu gestalten, in dem gegenwärtigen Stande der einzelnen Wissenschaften, wie sie nun auf unseren Hochschulen gelehrt, in der Literatur angebaut werden.

Zuvörderst findet der deutsche historische Sinn reichliche Nahrung in der Theologie, welche, eben weil das Christenthum Thatsache, Geschichte ist, überwiegend den historischen Charakter trägt, und demgemäß erforscht und construirt sein will. Deutschland ist daher auch das klassische Land der Theologie geworden, aus dessen Vorräthen die theologischen Versuche und Bestrebungen anderer Nationen, (England, Amerika) Kraft und Nahrung ziehen.

In der Rechtswissenschaft hat jener Sinn die von Hugo und Savigny gegründete historische Schule hervorgerufen, und durch sie das Princip zur Anerkennung gebracht, daß das Recht nicht ein Produkt gesetzgeberischer Willkühr, sondern eine Seite des Volkslebens, ein Erzeugniß des dem Volke inwohnenden Triebes und seiner ganzen Vergangenheit sei, und daß ein Verständniß des Rechtes ohne Kenntniß der thatsächlichen Zustände, aus denen es hervorgegangen oder auf welche es sich bezieht, nicht möglich sei. Und wie die romanistische

Schule im Gegensatze gegen den früheren Dogmatismus die Behandlung des Römischen Rechtes als des Abschlusses einer vorausgegangenen langen geschichtlichen Entwicklung zur Geltung brachte, so erhob sich kraft des gleichen historischen Sinnes in der germanistischen historischen Schule die wohlberechtigte Gegenstrebung gegen die absolute und ausschließende Herrschaft des Römischen Rechts, und nach einer drei Jahrhunderte langen Zurücksetzung und Unterdrückung stieg das der Persönlichkeit und wahren Freiheit günstigere und mehr von christlichen Anschauungen durchzogene Germanische Recht, trotz seiner durch Stammesverschiedenheit bedingten Vielgestaltigkeit, wieder zu verdientem Ansehen empor. Beide Schulen haben sich inzwischen versöhnt in der gemeinschaftlichen Anerkennung, daß das Römische Recht in einzelnen Partieen wirklich durch Gewohnheit und Reception deutsches Recht geworden, und daß das ächte Recht der deutschen Nation durch Verbindung und Verarbeitung beider Elemente, des Römischen und des Germanischen, herzustellen sei. Aus dieser Versöhnung ist die vergleichende Rechtswissenschaft hervorgegangen, welche durch die Betrachtung des fremden das eigne Recht verstehen und es in dem Lichte der Gliedschaft an einem umfassenden Organismus beschauen lehrt. Bleibt die Rechtswissenschaft eingedenk jener schönen und majestätischen, von den Römern gegebenen Definition, daß sie sei die „Wissenschaft des Rechten und des Unrechten, die Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge", so wird sie auch immer bestimmter anerkennen, daß alles menschliche Recht seinen letzten Grund in der göttlichen Gerechtigkeit hat, daß sie also der Theologie und der ethischen Philosophie schwesterlich verbunden ist, und ihrer Hilfe nicht entbehren kann.

In der Vertretung der Staatswissenschaften ist in unserer Zeit eine ganze, auf Ebenbürtigkeit Anspruch machende Fakultät der juristischen an die Seite getreten, obgleich sie in einigen Zweigen, namentlich dem Staatsrecht und dem Völkerrechte, mit dieser zusammenfällt. Diese Ver-

bindung von Politik, Statistik, Verfassungsrecht, Polizeiwissenschaft und Staatswirthschaft zu einem Complex von Disciplinen, den man nun mit dem Gattungsnamen „Staatswissenschaft" bezeichnen muß, ist Ausländern als eine befremdende, specifisch deutsche Seltsamkeit erschienen,[15] eben weil hier wieder unser historischer Sinn gewaltet hat, welcher die Beschaffenheit des Staates nicht nach Abstraktionen zu construiren, nicht nach aprioriſchen Gedanken festzustellen trachtet, sondern nach den geschichtlichen und wirthschaftlichen Bedingungen, wie sie jedem Volke eigenthümlich sind; weshalb er auch die Zusammengehörigkeit aller Bedingungen und Aeußerungen des staatlichen Lebens in der wissenschaftlichen Behandlung festhält. Demgemäß wird man an unsern Hochschulen die Politik immer mehr als eine Philosophie der politischen Geschichte behandeln, welche aus der Summe geschichtlicher Ereignisse und Phänomene das Allgemeine, aus der Masse historischer Beispiele die Regel herauszieht, und in allen staatlichen Dingen stets der Verschiedenheit der Völker wie der Zeiten sich bewußt bleibt. Und so ist es auch die geschichtliche Behandlung, welche, von deutschen Professoren wie Roscher, Knies, Kautz angewandt, gegenwärtig beschäftigt ist, die Nationalökonomie von der Herrschaft einseitiger Systeme und von dem verfehlten Streben zu erlösen, wonach man überall giltige Wahrheiten, die aus philosophischen Vordersätzen oder aus einer unzureichenden Beobachtung von Erfahrungen erschlossen werden, festzustellen gewohnt war. Daß insbesondere ein Werk, wie das von Roscher, mit dieser Fülle von zweckmäßig verwendeter und nirgends auf Ostentation berechneter historischen Erudition aus der Thätigkeit an einer deutschen Hochschule hervorgegangen ist, daß ein solches Werk eben nur bei uns, nicht in England und nicht in Frankreich hätte geschrieben werden können, das ist eine von den Thatsachen, die unseren Hochschulen zu besonderer Ehre gereichen.

Auch in der Medicin sind es die deutschen Professoren,

welche die Nothwendigkeit der historischen Forschung am besten erkannt haben. In Folge davon erschien früher das epochemachende Werk von Kurt Sprengel, und ist seitdem in zahlreichen Werken die Geschichte der Arzneiwissenschaft bearbeitet, die Aufeinanderfolge und der innere Zusammenhang der Systeme und Methoden erklärt worden. Diese Werke haben an innerem Gehalt gewonnen, seitdem man erkannt hat, daß eine historische Pathologie und historische Therapie, eine Geschichte der Krankheiten und der Heilungsarten nur aus der Gesammtheit der Culturgeschichte heraus begriffen und dargestellt werden könne, was dann die werthvollen Schriften von Leupoldt, Hecker, Häser u. A. uns eingetragen hat.

Blicken wir, von den das Leben des ganzen Menschen umfassenden Fakultäts-Wissenschaften uns wegwendend, auf das Gebiet der Philologie, so darf, ohne die Leistungen der Engländer und Franzosen verdunkeln zu wollen, doch behauptet werden, daß es vorzüglich der historische Sinn der Deutschen gewesen ist, welcher der Philologie einen Umfang und eine Bedeutung gegeben hat, von der man doch früher keine Ahnung hatte, obgleich es in Deutschland immer, auch in den schlimmsten Zeiten, einzelne tüchtige Philologen an den Hochschulen gab. Aber erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, seit Heyne, hat sich die Philologie zu einer das gesammte Wirken und alle Erzeugnisse des klassischen Alterthums erforschenden und durchdringenden Wissenschaft erhoben, zu einem großartigen Gebäude, dessen Plan und Umriß F. A. Wolf zuerst gezeichnet hat. An der großen, von Pauly begonnenen Encyklopädie besitzen wir ein Denkmal des deutschen Philologenfleißes, wie kein anderes Land, keine andere Wissenschaft eines aufzuweisen hat.

„Das Interesse an der Philosophie hat dem an ihrer Geschichte Platz gemacht.“ Dieses neuerlich gesprochene Wort werden wir wohl als richtig anerkennen müssen. Die durch die construirende Methode erzeugten Systeme, an denen Deutschland dreißig Jahre lang so fruchtbar gewesen,

sind zerfallen, die Schulen haben sich aufgelöst; die noch vor nicht langer Zeit von einer sehr zahlreichen und fast herrschend gewordenen philosophischen Partei verkündete Behauptung, daß die definitive Vollendung der Philosophie in Hegel's System erreicht sei, erregt jetzt Lächeln, und jedes ausschließliche Geltenwollen eines Systemes würde nur die gleiche Empfindung hervorrufen, würde im besten Falle auf Skepsis und Mißtrauen stoßen. Diese Thatsache hat Unzählige unter unseren Studierenden von dem philosophischen Studium überhaupt abgeschreckt; sie sollte aber vielmehr sie ermuntern, das Vermißte in der Totalität und Successionskette der Systeme von der Jonischen Schule an bis auf die Hegel'sche herab zu suchen, also: Geschichte der Philosophie zu studieren. Gerade an der Einsicht, daß, wo keine Geschichte der Philosophie ist, auch keine rechte Philosophie sein kann, hat es bisher gemangelt; die construirenden Philosophen haben zwar das Bedürfniß, sich mit der Geschichte auseinander zu setzen, empfunden; aber sie haben hervorgehoben, was sie brauchten, dagegen verhüllt oder zurückgedrängt, oft auch umgedeutet und entstellt, was ihnen nicht zusagte. Nach so vielen verfehlten Büchern ist indeß eine sehr bemerkbare Besserung in der historischen Behandlung dieses reichen Stoffes eingetreten, und so möge denn die Geschichte der Philosophie an allen unseren Hochschulen die ihr gebührende Vertretung finden, und in dem Kreise der zur allgemeinen wissenschaftlichen Bildung erforderlichen Studien eine hervorragende Stelle behaupten.

In dem Gebiete der Universalgeschichte sind es wieder unsere Hochschulen, welche das doppelte Ziel verfolgen: einmal den Stoff durch Herbeiziehung aller Erkenntnißmittel, und durch Auffindung und Anwendung neuer, zu vermehren, und zugleich durch die strengere Prüfung und Vergleichung der Quellen-Angaben ihn zu sichten und zu reinigen, sodann die auf diesem Wege gewonnenen und festgestellten Thatsachen geistig zu durchdringen und zu einem durch den Gedanken geläuterten und verklärten Abbilde zu vereinigen.

Bereits ist die von Humboldt und Ritter neu gestaltete Geographie, welche die Wechselbeziehungen zwischen der Erde und ihren Bewohnern, den Einfluß der geographischen Verhältnisse auf das Leben und die Schicksale der Völker nachweiset, eine willkommene Gehilfin der historischen Forschung geworden. Die vergleichende Sprachwissenschaft, welche die Sprachen als die ältesten Urkunden der Völker behandelt, hat schon bedeutsame Aufschlüsse über den genealogischen Zusammenhang der Völker geliefert, und verspricht noch Größeres. Und da nicht nur die Begebenheit, das Thatsächliche, sondern auch das Zuständliche in der Geschichte wichtig, ja zur rechten Erkenntniß unentbehrlich ist, so hat sich in der von deutschen Händen sorgsam angebauten Culturgeschichte ein weites Gebiet aufgethan, obgleich wir da, bei der großen Schwierigkeit, den fast gränzenlosen Stoff zu sichten und organisch zu ordnen, noch in den ersten Anfängen stehen.

Ein Zweig der Culturgeschichte jedoch, die Literaturgeschichte, ist durch deutschen Wetteifer bereits zu jener Dignität erhoben worden, kraft welcher sie nun nicht mehr Geschichte der Bücher, sondern der die Bücher producirenden Ideen und der Formen ist, in welchen sie da verkörpert werden.

Auf solchen Grundlagen wird in Zukunft eine ächte Philosophie der Geschichte, zu der die Deutschen nun schon seit Friedrich Schlegel, seit Steffens und Görres wiederholten Anlauf genommen haben, als eine der edelsten Früchte an dem Wissensbaume unserer Hochschulen erreicht werden. Ueberwunden und abgethan ist wohl gegenwärtig jene von Fichte begonnene, von Hegel fortgesponnene Verirrung, die den ganzen reichen Inhalt der Geschichte in ein enges und steifes Schema einzwängt und durch ihren Mechanismus der logischen Construction an die Stelle der in der Geschichte sich überall bezeugenden persönlichen Freiheit eine starre Nothwendigkeit setzt, die den lebensvollen Inhalt der Geschichte zu bloßen Denkbestimmungen verflüchtigt. Künftig wird die Philosophie der Geschichte als das schwierigste, aber auch vielleicht kostbarste

Ergebniß akademischer Lehrthätigkeit den Nachweis zu liefern bedacht sein, daß es geistige Mächte, Ideen sind, welche die Weltgeschichte beherrschen und gestalten, sie wird diesen Ideen nachgehen, ihre Verkörperungen und Wirkungen verfolgen durch alle Perioden und Wandlungen, und den sie durchziehenden Plan göttlicher Weltregierung, der allein die Geschichte verständlich macht, zur Anerkennung bringen.

Es soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß gerade in unsern Tagen den Universitäten noch ein neuer Beruf zugefallen ist, für welchen früher das Bedürfniß nicht vorhanden war. Es ist nämlich erst in diesem Jahrhundert eine neue, rasch zu riesenhafter Größe und Stärke herangewachsene Macht aufgetreten, das Zeitungswesen, welches die beiden Wirksamkeiten, die unmittelbare, momentane, und die langsame, die Kraft des den Stein aushöhlenden Tropfens mit einander verbindet. Die Tagesblätter sind zu einer den physischen Bedürfnissen sich fast gleichstellenden und gebieterisch Befriedigung heischenden Nothwendigkeit geworden. Jede Leidenschaft, jeder neu aufkeimende Wahn des Tages, jedes nationale oder confessionelle Vorurtheil findet Tag für Tag in diesen Organen und durch sie einen tausendfachen Wiederhall. Zugleich ist die durch sie geförderte Halbbildung zu einem mächtigen Strome angeschwollen, gegen dessen Andringen die ächte Wissenschaft fester Bollwerke, verlässiger Organe bedarf. In andern Ländern — ich nenne England, Frankreich, Italien — ist diese Macht eine, man darf wohl sagen, schrankenlose und unwiderstehliche. In Deutschland ist sie für alle dem wissenschaftlichen Gebiete angehörigen Fragen ermäßiget durch das Ansehen und den Einfluß der Hochschulen, welche doch immer noch in der öffentlichen Meinung als der oberste Gerichtshof der Nation in Sachen des Geistes gelten. Als Bewahrerinnen der wissenschaftlichen Tradition, als Sitze der besonnenen regelrechten Forschung besitzen und üben sie den Beruf, die an sich zur Ueberstürzung geneigte und auch in der Wahl der Ansichten mehr durch Interessen und Neigungen bestimmte öffent-

liche Meinung zu zügeln, zu corrigiren, und, wenn auch langsam, wieder in die rechte Bahn zurückzulenken. Ihnen, den Hochschulen, ist es daher zu verdanken, daß in der großen Zahl wissenschaftlicher und kritischer Zeitschriften, welche doch meist von Lehrern geschrieben werden, den Tagesblättern eine zweite Macht an die Seite getreten ist, welche zwar nicht so rasch und weithin, aber nachhaltiger wirkt, indem sie den gewichtigen wissenschaftlich begründeten Ausspruch des Gelehrten gegen die leichte Münze der in den Tagesblättern sich kundgebenden Meinungen in die Wagschale wirft.

Noch genießen die Universitäten im Ganzen das Vertrauen der Nation. Es war ein lautes und nachdrückliches Zeugniß dieses Vertrauens, daß im Jahre 1848 nicht weniger als 118 Professoren in jener Versammlung sich zusammenfanden, welche, die erste in der vaterländischen Geschichte, die von der ganzen Nation gewählt wurde, über die Geschicke Deutschlands zu verfügen hatte. Es ist wahr: das Vertrauen ist nicht belohnt worden, der Gründlichkeit, mit welcher die Grundrechte erörtert und festgestellt wurden, hat man die kostbare Spanne Zeit zum Opfer gebracht, in welcher es möglich gewesen wäre, Deutschland befriedigend zu gestalten, den jüngsten Krieg abzuwenden. Weder die Corporationen, noch ihre Glieder sind eben berufen und geeignet, sich in das Gewühl und die Ränke der politischen Parteiungen zu stürzen, und wo es doch geschieht, oder wo sie wider ihren Willen sich hineingezogen finden, da werden sie stets unterliegen.

Da nun aber zuletzt doch die großen Gedanken, und nicht die materiellen Interessen und Leidenschaften es sind, welche die Welt bewegen und in der Geschichte der Menschheit die Entscheidungen herbeiführen, so werden nach wie vor doch die Hochschulen ihre Aufgabe erfüllen, und auch das Vertrauen sich bewahren, daß sie dieser Aufgabe gewachsen seien. Nach wie vor werden sie, da das deutsche Volk ein stets werdendes, stets in lebendiger Entwicklung begriffenes ist, diesem Volke seine Vergangenheit mit seiner

Gegenwart vermitteln, sie werden es über seine Gegenwart orientiren und ihm die rechte Versöhnung der nothwendigen, in jeder Zeit neu hervortretenden Gegensätze zeigen. Sie werden endlich auch ihm seine Zukunft vorbereiten helfen.

Und nun, meine Herren Studierende, welche andre Lehre könnte ich aus dem Entwicklungsgange der Universitäten für Sie schöpfen als diese, daß, welcher Fakultät Sie auch angehören, das Heil und der Segen Ihres Universitätslebens vorzüglich bestehen müsse in der Erwerbung und Ausbildung jenes historischen Sinnes, dessen Heroen ich Ihnen vorgeführt habe. Wir Professoren sind Ihnen gegenüber nicht blos Geber, sondern auch Empfänger. Wir empfangen von Ihnen jene verjüngende Kraft, welche uns treibt und befähigt, in dem Kreislauf jährlich wiederkehrender Vorträge nicht zu erschlaffen, sondern die einzelnen Bestandtheile des Faches immer mehr zu beleben und zu gestalten, und keine Bereicherung oder Verbesserung unbeachtet zu lassen. Wir treten wohl mit der Autorität des Lehrers vor Sie hin, aber wir wünschen sehnlich und all' unser Trachten ist darauf gerichtet, daß im Fortgange Ihrer Studien diese unsre Autorität Ihnen immer entbehrlicher werde, daß Sie, fest auf eigenen Füßen stehend, unser zuerst auf Treue und Glauben angenommenes Wort nur noch als ein in eigner Prüfung und freier Zustimmung Ihnen bewährtes Zeugniß gelten lassen. Nicht Alles, was Ihnen in den Vorlesungen dargeboten wird, kann lauteres Gold absoluter Wahrheit sein; vielmehr ist es ganz unvermeidlich, daß hier zuweilen Irriges oder nur Halbwahres sich mit einmische. Wir Alle, die wir unser Leben dem Priesterthum der Wissenschaft geweiht haben, bekennen ja willig, daß unser ganzes Leben ein Kampf ist nicht blos gegen fremde, sondern auch gegen eigne, oft lieb gewordene Irrthümer. Ist es ja doch unmöglich, eine überhaupt oder nur für uns neue Wahrheit zu entdecken, ohne daß zugleich ein bis dahin an deren Stelle gestandner Irrthum überwunden würde, und läßt sich kein wahrhaftes

Fortschreiten, kein wissenschaftliches Leben denken, wobei nicht fort und fort frühere mangelhafte Vorstellungen berichtigt, unrichtige abgelegt würden. Wollten wir einmal der täglichen Geistesarbeit des Prüfens und Berichtigens unsrer Ansichten entsagen, wollten wir ausruhen auf den bereits errungenen Lorbeeren der Erkenntniß, so würden sofort neue Wahngebilde uns beschleichen und verführen, wie sie erzeugt werden durch Motive geheimer, uns selber in ihren Wirkungen verborgener Selbstsucht oder auch nur durch Geistesträgheit und durch unkritische Aneignung der an Anderen wahrgenommenen Vorstellungen. Schwören Sie also nicht auf die Worte des Meisters, meine Herren, aber geben Sie sich gleichwohl vertrauensvoll seiner Leitung hin, in der Erwägung, daß der Hauptgewinn Ihrer Universitätsbildung nicht sowohl in der Erwerbung einer gewissen Summe von Kenntnissen und eingeprägten Thatsachen oder Wahrheiten besteht, als vielmehr in der Erweckung und Ausbildung jener geistigen Kräfte, mit welchen Sie jeden von außen empfangenen oder selbst erzeugten Irrthum innerlich zu überwinden und in eigener selbstständiger Thätigkeit der Seele die Wahrheit zu entdecken vermögen. Haben Sie diesen kostbaren Gewinn während Ihrer akademischen Studienzeit errungen, dann werden selbst die etwa eingesogenen Irrthümer zu Ihrem Vortheile gereichen, denn indem Sie dieselben in stets wachsender Einsicht und Geistesreife erkennen, bekämpfen und besiegen, gewähren Sie Ihrem Geiste die wohlthätigste Gymnastik, und gehen Sie gestärkt und an Erfahrung bereichert aus diesem innerlichen Ringen hervor.

Es ist mir Bedürfniß, in einem so feierlichen Momente, der wohl nie mehr in meinem Leben wiederkehren wird, auch an Sie, meine Herren Theologie-Studierende, ein Wort zu richten. Sie haben sich eine Wissenschaft erkoren, welche den Anspruch macht und machen muß, daß alle übrigen zu ihr hinführen, daß sie ihrer als Grundlage wie als Schlußstein bedürfen. Sie selber aber, die Theologie, kann nur dann be-

weisen, daß solch eine fürstliche Würde unter den Disciplinen ihr wirklich zukomme, wenn sie es versteht, sich der Hilfe dieser Schwestern zu bedienen, wenn sie Raum hat und weitherzig genug ist, auch hinreichendes Selbstvertrauen besitzt, um das ächte, edle, aus allen den Werkstätten unsrer Fakultäten zu Tage geförderte Metall, die besten Früchte aller Zweige des großen Wissensbaumes als ihr Eigenthum hinzunehmen, und mit diesem Pfunde nach Kräften zu wuchern. Wehe ihr und wehe ihren Jüngern, wenn die Theologie wie ein nervenschwaches Weib sich absperren wollte gegen jeden frischen Luftzug der Forschung, wenn sie jedes ihr, oder nicht einmal ihr, sondern nur den Theologen unbequeme Ergebniß der Geschichte zurückwiese als eine allzu derbe, ihrer schwächlichen Constitution nicht zusagende, Speise. Gerade daran hängt für sie Leben oder Tod, daß ihre Pfleger und Jünger jenen historischen Sinn in höchster Reinheit bewahren, der sich in der Anerkennung aller fremden Vorzüge und Güter, in der Verwerthung aller auf anderem Gebiete gefundenen Wahrheiten bewährt. γίνεσθε τραπεζῖται δόκιμοι, „werdet gute Wechsler", hat Christus nach einer alten Ueberlieferung zu den Seinigen gesagt. Ueben wir also die Kunst, ächte Münze und unächte im Reiche der Geister, ganze und halbe Wahrheit, ganzen und halben Irrthum gehörig zu unterscheiden; in jedem Wahn, jeder schiefen oder falschen Behauptung das beigemischte Körnchen von Wahrheit mit geübtem Auge aufzufinden und auszuscheiden, nicht aber unbesehen oder nach dem bloßen oberflächlichen Schein und Wortklang zu verdammen, nicht ganze Gebiete des Wissens, als ob sie von dämonischen Mächten besessen seien, fremd und vornehm von uns wegzuweisen.

Ich besorge von einer solchen Erweiterung Ihres Gesichtskreises keine Gefahren für Sie. Eine Lehre, welche den lebendigen und persönlichen Gott des Gewissens und der Religion entthronen möchte, um an dessen Stelle die Abstraktionen des Pantheismus zu setzen, werden Sie, schon um

ihrer inneren Widersprüche willen, abweisen. Desgleichen wird ein System, welches offen die Freiheit des menschlichen Willens verwirft oder in nothwendiger Consequenz zu einer solchen Läugnung führt, schon deßhalb keine Macht über Ihren Geist gewinnen, weil diese Freiheit allzu tief und fest in Ihrem innersten Selbstbewußtsein wurzelt, weil, wenn es auch scharfsinnigen Zweifelsgründen gelingen sollte, diese uns angeborne Gewißheit unserer Wahlfreiheit momentan zu erschüttern, sie doch alsbald wieder siegreich in unserm Innern, und zwar schon an dem Selbstgefühl des Widerstreites zwischen Verstand und Willen sich erheben würde. Am wenigsten aber werden Sie versucht sein, dem Materialismus bei sich Eingang zu verschaffen und sich etwa überreden zu lassen, daß der Mensch nur ein feiner organisirter Affe, die Gedanken Secretionen des Gehirns seien.

Lassen Sie mich Ihnen als Wahlspruch empfehlen: theologus sum, nihil divini a me alienum puto — nichts Göttliches, also nichts Wahres — denn alle Wahrheit stammt ursprünglich von Gott — soll uns fremd seyn; es gilt nur, in dem Besitze des rechten Magnets zu sein, der überall das Wahre aus der es umgebenden und oft verbergenden Umhüllung heraus und an sich zieht. So haben ehedem die großen Männer der Alexandrinischen Schule ihre Aufgabe der griechischen Philosophie und Naturwissenschaft gegenüber verstanden. Uns freilich ist eine noch viel schwierigere Aufgabe bei dem unermeßlichen und noch täglich sich mehrenden Material gestellt. Die ganze Geschichte der Menschheit in allen ihren Zweigen, die Sprachwissenschaft, die Alterthumskunde, die Anthropologie, die vergleichende Religionsgeschichte, die Rechtslehre, die Philosophie und ihre Geschichte, das Alles tritt an Sie heran mit der Forderung, daß Sie es geistig bewältigen. Es ist wie in Muhammeds Paradiese, wo gleich der erste Baum dem Seligen zuruft: brich dir meine Frucht, sie ist süß, und sofort ein anderer Baum ihm ruft: hieher zu mir, meine Früchte sind noch besser. Der Einzelne

müßte bei allem Wissensdurste der Last dieser Riesenaufgabe erliegen. Aber was ihm nicht möglich ist, das kann doch, mindestens annähernd, den vereinigten Bestrebungen und Arbeiten Gleichgesinnter gelingen.

Ein berühmter Italiener hat vor 200 Jahren sein Leben mit dem Wunsche für die Republik, der er angehörte, beschlossen: Esto perpetua. Mit demselben Wunsche für die wissenschaftliche Republik, der ich nun seit 40 Jahren angehöre, schließe auch ich: **Esto perpetua.**

Noten und Belege.

1) Rogeri Bacon opera quaedam hactenus inedita, ed. Brewer. Lond. 1859 p. 418.

2) So in der Chronica M. Jordanis de imperio, p. 306 (im Syntagma des Schardius): Studio unus locus, videlicet Parisius, sufficit. Der Verfasser war um die Zeit Rudolf's von Habsburg Kanonikus zu Osnabrück. Man sieht, wie die Theorie sich damals den Neigungen der Menschen und den bestehenden, wenn auch verkehrten Zuständen akkommodiren mußte. Oxford, wohin die Deutschen nicht zu gehen pflegten, wird ignorirt, und um das träge Verzichten der Deutschen auf den Besitz einer Hochschule zu beschönigen, wird angenommen, daß es grundsätzlich nur ein einziges Studium geben dürfe, und daß dieses den Franzosen gehöre.

3) Henke: Georg Calixtus und seine Zeit. I, S. 48.

4) In einem Briefe in Moser's patriotischem Archiv. VI, 348.

5) Vgl. Stenzel's Geschichte von Preußen, III, 504 u. Tholuck's vermischte Schriften. II, 36.

6) Die Details bei Köpke: die Gründung der Universität zu Berlin, 1860, S. 47 ff.

7) Brief an v. Schuckmann, bei Köpke, S. 229.

8) Cournot, des institutions d'instruction publique en France. Paris 1864, p 296.

9) Höher als ich in diesen Worten thue, darf ich die auf den englischen Universitäten gelehrte Theologie nicht stellen, und stimme dem Urtheile Voigt's bei, daß ein englischer Theolog, der seine Studien in Oxford oder Cambridge regelmäßig durchgemacht hat, im Grunde nichts anderes ist, als ein preußischer Philolog. — Mittheilungen über das Unterrichtswesen England's und Schottland's. 1857. S. 55.

10) Wie denn z.B. der in England viel beklagte Thomas Arnold in Oxford einen vollständigen Cursus der neueren Geschichte in neun jährlichen Vorlesungen vollendete.

11) Blackie, On the advancement of learning in Scotland, Edinburgh 1855, p. 10 etc. — make the broad assertion, that Scotland at the present moment is, in no sense of the word, a learned country: specially that in our Universities learning is at the lowest possible ebb. Da Blackie die schottischen Leistungen mit den deutschen, ganz zu Ungunsten jener, verglichen hatte, so bemerkte der Professor der Mathematik, Kelland, in einer gegen Blackie gerichteten Rede: die Schotten hielten sich eben an die zum Leben in unmittelbarer Beziehung stehenden Wissenschaften, während für die deutschen die unterirdischen Gewölbe einer todten Sprache oder die Brunnen moosbewachsener Baumgänge der aus Streitfragen bestehenden Geschichte (of conflicting history) —

Studien, die oft so unfruchtbar seien als der Schatten des Upasbaumes, unaufhörliche Reize hätten. — Inzwischen hat sich in Schottland eine Association for the extension of Scottish Universities gebildet, aber von ihren Thaten ist wenig zu berichten.

12) Man erwäge nur die Tragweite einer Aeußerung, welche Massimo d'Azeglio jüngst gethan, der Mann, der wohl alle seine Zeit- und Landesgenossen in gerechter, unbefangener und weitschauender Würdigung der gegenwärtigen Lage Italiens übertraf. In seinen Questioni urgenti, 1861, p. 53 heißt es: Quell' intimo motore piantato in cuore della maggior parte degli Italiani, il gusto di far dispetto ai preti. Nur in Frankreich noch haben die gleichen Ursachen die gleiche Wirkung erzeugt, nur daß in diesem Lande das Verhältniß der Volksklassen ein anderes ist, und die dem Klerus geneigte Stimmung in den höhern Ständen verbreiteter ist als in Italien.

13) Dr. Heine, im Janus, 1846, II, 513.

14) Vita di Dante. Napoli 1840, p. 155: Sarà fatto un dì o l'altro da uno di quei meravigliosi e conscienziosi Tedeschi che poco à poco usurpano a sè tutte le erudizioni nostre. Er knüpft daran den guten Rath, seine Landsleute möchten die deutschen Leistungen nicht mit träger Geringschätzung verwerfen, sondern sie mit Dank und Gewinn annehmen. Denselben Rath hat kürzlich auch der Historiker Cantù den Italienern bezüglich der deutschen Arbeiten über italienische Geschichte gegeben.

15) Blanqui in seiner Histoire de l'économie politique bezeichnet dieß als tendance à envahir le domaine du publiciste, gesteht aber zugleich, daß diese deutsche Auffassung mittels der deutschen staatswissenschaftlichen Literatur fast allgemein in Europa geworden sei.

Trauerrede

bei

der Bestattung des hochseligen

Bischofs Wilhelm Emmanuel

Freiherrn von Ketteler.

Gehalten

am 18. Juli im Dome zu Mainz

von

Dr. J. B. Heinrich,

Domdecan in Mainz.

Mainz,

Verlag von Franz Kirchheim.

1877.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; wie es dem Herrn gefallen hat, also ist es geschehen; der Name des Herrn sei gebenedeit." Job 1, 21.

Hochwürdigste Bischöfe, hochgeehrte, geliebte Zuhörer!

So muß ich also unserem seligen Bischofe die Begräbnißrede halten. — Wie werde ich es vermögen? Ach, wir alle möchten lieber, wie die Freunde Job's, stille sitzen und weinen, als reden und reden hören. Doch erheben wir unsere Herzen zu Gott; bei ihm ist Licht und Trost.

Aber fordert nicht von mir, daß ich das große Leben und Wirken unseres Bischofs schildere; dazu konnte ich, nachdem ich vierzehn Tage bei seinem Sterbelager verweilt, meine Gedanken nicht sammeln, dazu würde auch die kurze Zeit dieser Ansprache nicht ausreichen. Nur Ein Wort will ich über sein bischöfliches Wirken sagen: Leset jetzt noch einmal seinen ersten Hirtenbrief — ich wünschte, daß er bald nochmals abgedruckt würde. Im Schlusse desselben kommen die Worte vor: „Was ich besitze, wenn ich sterbe, das soll Euch und Euren Armen ganz und gar gehören, und bis dahin verlange ich nichts, als Arbeit und Mühe in Eurem Dienst. Ich suche nur Euch und Eure Seelen der Liebe

Jesu zu gewinnen, und durch die Liebe Jesu für Zeit und Ewigkeit zu beglücken." Wohlan, heute an seinem Grabe fordere ich Euch auf, ehrwürdige Bischöfe, und Euch Priester, und Dich, gläubiges Volk, dem Bischofe Zeugniß zu geben, daß er sein Versprechen gehalten hat, im vollsten Maaße, bis zum letzten Athemzuge. Nein, er hat damals keine leere Phrase ausgesprochen; es ist ihm heiliger Ernst gewesen. Sein ganzes Wesen war Wahrhaftigkeit. Was er predigte, hat er selbst geglaubt; was er Andere lehrte, hat er selbst geübt; was er versprochen, hat er mit Daransetzung aller Kräfte Leibes und der Seele und bis zur Verzehrung des letzten Funkens seines Lebens, in heiliger Liebe und nie versiegendem Opfergeiste erfüllt.

Nun hat Gott ihn durch einen seligen Tod in die ewige Ruhe eingeführt. Nur von diesem seinem Tode und von der Hoffnung, die wir bezüglich des Entschlafenen in uns tragen, möchte ich einige schlichte Worte mit der Gnade Gottes zu Euch sprechen. Ich will nämlich zeigen, wie triftige auf Glauben und Vernunft beruhende Gründe wir haben, den Tod unseres Bischofs für einen sehr guten, für einen seligen Tod zu halten.

Dafür spricht nämlich schon im Allgemeinen die so gewissenhafte Erfüllung seiner Standespflichten, die er jederzeit aller anderen Thätigkeit vorzog; dafür sprechen aber insbesondere eine Reihe von Eigenschaften und Tugenden, welche die heiligen Lehrer als besondere Vorzeichen eines seligen Todes und der ewigen Auserwählung bezeichnen und die, so weit wir Menschen überhaupt urtheilen können, unserem Bischofe in seltenem Maße eigen waren.

Das erste und nothwendigste Erforderniß eines seligen Todes ist ein fester, demüthiger Glaube. Unser Bischof hat diesen Glauben mit der Muttermilch eingesogen und ihn von Kindheit an unversehrt aufbewahrt; all sein Wirken ist aus ihm hervorgegangen; er lebte aus dem Glauben. Er hat die Aechtheit seines

Glaubens durch rückhaltlose, demüthige und freudige Unterwerfung seines Urtheils unter die Autorität der Kirche und des apostolischen Stuhles erprobt. Durch seine letzte Wallfahrt zum Stuhle Petri, dem unerschütterlichen Felsen des Glaubens, am fünfzigjährigen Bischofsjubiläum Pius IX., hat er seinem Glauben und seiner Treue gegen die Kirche das Siegel aufgedrückt.

Ein zweites Zeichen der Auserwählung ist nach den Geisteslehrern Liebe zum Gebet und Beharrlichkeit in den geistlichen Uebungen. Beide waren bei unserem seligen Bischof außerordentlich groß.

Die Gebete, die Tagesordnung, die geistlichen Uebungen, welche er bei seinem Eintritt in den geistlichen Stand sich vorgenommen, hat er alle Tage seines Lebens, bis er auf sein Sterbebett niederfiel, mit unverbrüchlicher Treue beobachtet. Täglich hat er eine Stunde lang betrachtet, täglich mit sorgfältiger Vorbereitung und Danksagung die heilige Messe gefeiert, täglich mindestens weitere zwei Stunden im Gebet des Breviers, des Rosenkranzes und anderer Gebete zugebracht. Dabei hatte er eine besondere Liebe und Andacht zum göttlichen Heiland im allerheiligsten Sacramente, zum göttlichen Herzen Jesu. Groß und beharrlich war auch seine Andacht und sein Vertrauen zur heiligen Mutter Gottes und zum heiligen Joseph, zu allen lieben Heiligen; mit großem Eifer suchte er diese frommen Andachten auch unter den Gläubigen zu verbreiten.

Ein anderes vorzügliches Zeichen der Auserwählung ist die Liebe zur himmlischen Tugend der Reinigkeit. Diese war bei unserem Bischof ungemein groß. Er hatte einen unaussprechlichen Abscheu vor allem Unreinen, und ich glaube, daß in all' den vielen Jahren, seit dem ich ihn kenne, nie ein ungehöriges Wort aus seinem Munde gekommen, daß aber auch nie jemand gewagt hat, in seiner Gegenwart ein solches Wort auszusprechen.

Ich habe aber auch aus den zuverlässigsten Gründen die Ueberzeugung, daß auch in der Zeit seiner Jugend und seines weltlichen Standes nie eine irdische Leidenschaft sein Herz entweihte, daß er vielmehr in der ganzen Kraft und Lauterkeit jener hohen christlichen Sittenreinheit, die er von Jugend auf aus der Erziehung ächt christlicher Eltern, weiser und frommer Lehrer und aus dem Umgange mit den edelsten und christlichsten Männern unseres Jahrhunderts geschöpft und genährt hatte, in den geistlichen Stand eingetreten ist.

Ein weiteres Vorzeichen eines guten Todes ist Liebe zur Armuth und werkthätige Barmherzigkeit. Unser Bischof, obwohl er nicht wie sein seliger Bruder Richard, der sel. Pater Bonaventura, in den Orden der armen Brüder des heil. Franziskus eintrat, hatte eine begeisterte Hochschätzung der evangelischen Armuth, die er auch, so weit es sein Stand erlaubte, übte. Damit verband er eine unerschöpfliche Barmherzigkeit gegen die Armen und Hülfsbedürftigen aller Art. Darum werden Hunderte von armen Kindern, die er gerettet, Tausende von Armen, die er unterstützt, zahllose Kranken, die er besucht und getröstet, vor dem göttlichen Richter Zeugniß für ihn ablegen. Selig sind die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit finden.

Ein ferneres großes Zeichen der Auserwählung ist Seeleneifer. Gott kann ja eine Seele nicht verloren gehen lassen, die aus aufrichtiger Liebe sich verzehret, um die Seelen Anderer zu retten. O, ihr wißt, wie unser Bischof für das Heil der Seelen geeifert hat! Das war die ganze Kraft seiner Beredsamkeit; aus jedem Worte sprach sein glühender Seeleneifer. Darum hat er an jedem Samstag dort im Beichtstuhle gesessen, hat auf Firmungsreisen und Wallfahrten und überall in und außer seiner Diöcese, wo er nur Gelegenheit fand, viele Stunden ununterbrochen im Beichtstuhle zugebracht. Daher stammte seine große Liebe zu den

Kindern, die ihn alle Paar Jahre jede Dorfschule besuchen ließ. Daher sein großer Eifer für die Heranbildung guter Geistlichen, die nur in der von der Kirche vorgeschriebenen Weise erlangt werden können, und sein glühendes Verlangen alle Priester mit gleichem Seelen-Eifer zu entflammen. Daher auch seine Unermüdlichkeit in Rathschlägen an Alle, seine umfassende Correspondenz mit Allen, die sich an ihn wandten.

Nur noch ein Zeichen der Auserwählung will ich nennen, das unserem seligen Bischof eigen war, eine starkmüthige Selbstverleugnung und Abtödtung, sowohl in der Arbeit an der Heiligung der eigenen Seele, als in der Ertragung der über ihn kommenden Leiden. Täglich durchforschte er sein Gewissen und ich weiß, wie sehr er sich Mühe gab, gerade jene Tugenden zu gewinnen, die seinem natürlichen Temperament am schwierigsten waren. Es war namentlich rührend zu sehen, wie sehr er sich in der Tugend der Geduld und Sanftmuth übte, und wie sehr dies namentlich in den letzten Jahren seines Lebens der Fall war. Er hatte schwere Kreuze zu tragen; jedes Aergerniß, das die Kirche traf, bereitete ihm namenlose, oft lange dauernde Seelenschmerzen. Er hatte schwere Kämpfe, schwere Kränkungen an seiner Ehre, selbst durch unsinnige Verleumdungen, zu erdulden, und ich weiß, wie wehe sie ihm thaten. Er hatte es aber so weit in der Geduld gebracht, daß er zuletzt selbst das Härteste, was ihm widerfahren konnte, die Zerstörung fast alles Dessen, was er mit der Daransetzung seiner ganzen Lebenswirksamkeit und aus reinster heiligster Liebe gegründet hatte, mit demüthiger und ergebener Geduld ertrug. Man muß Gottes Zulassungen anbeten, war sein Wort, man muß in Allem dem Willen Gottes sich unterwerfen.

Das alles waren gewiß vortreffliche Vorbereitungen auf einen guten Tod, zuverlässige Vorzeichen der ewigen Seligkeit.

Dem entsprach denn auch wirklich das Ende seines Lebens, das mit so vielen und so ausgezeichneten Zeichen der göttlichen Gnade umgeben war, daß man nur mit großem Troste darauf hinblicken und die Ueberzeugung schöpfen kann, daß Gott selbst unseren Bischof durch innerliche Einsprechungen und viele Gnaden auf seine nahe Erlösung aus den Kämpfen und dem Jammer dieser traurigen Zeit vorbereitet habe. Auf seinen letzten Firmungsreisen bemerkte man an ihm ein besonders mildes, liebreiches Wesen. Es war, als ob ein zärtlicher Vater von seinen Kindern Abschied nähme. — Einige Monate, bevor er nach Rom abreiste und ehe er an diese Reise dachte, machte er sein Testament, worin er Alles wohl ordnete und insbesondere den Armen seine letzte Liebe erwies.

Seine letzte Reise galt dem heiligen Vater, der ihn bei dieser Gelegenheit durch besondere Beweise der Liebe auszeichnete. Auch während seines Aufenthaltes in Rom bemerkte man an ihm eine ungewöhnliche Herzlichkeit gegen seine Freunde. Merkwürdigkeiten wollte er keine mehr sehen; wohl aber besuchte er mit großer Andacht nochmals jene heiligen Stätten, die ihm schon früher lieb geworden waren. Seine Rückreise verzögerte sich, weil er noch Pflichten der Freundschaft und Hochachtung gegen nahe Verbundene erfüllen wollte. Sein letzter Besuch galt seinem und seines seligen Bruders Bonaventura Jugendfreunde, dem guten und frommen Freiherrn Clemens von Korff, der noch als Greis von einundsechzig Jahren zu Burghausen in das Noviziat der Kapuziner eingetreten war. Ich muß den Clemens noch einmal als Kapuziner sehen, ehe ich sterbe, hatte er auf dem Wege zu seinem Diener Joseph gesagt. Auf diesem Wege besuchte er auch das ihm so theuere Heiligthum der heiligen Mutter Gottes in Alt-Oetting, diesen uralten Wallfahrtsort des süddeutschen Volkes. In dieser Kapelle hatte er, als Student in München, den

definitiven Entschluß gefaßt, Priester zu werden. Zu dieser Kapelle hatte er bald nachher eine Wallfahrt gemacht zur Danksagung dafür, daß sein geliebter Bruder Richard gleichfalls den weltlichen mit dem geistlichen Stande vertauscht und aus dem irdischen Kriegsdienst in den Kriegsdienst Jesu Christi in einer dem Christenthum feindlichen Zeit eingetreten war. Und siehe, nachdem er mehrere Stunden lang, ganz in Andacht versunken, in der heiligen Kapelle gebetet, hat er in ihr seine letzte heilige Messe gefeiert. Auf dem Wege von Alt-Oetting nach Burghausen kam die wohl lange schon umhergetragene Krankheit zum vollen Ausbruch. Er hatte nur noch Zeit, in altgewohnter Art und Freundlichkeit seinen alten Freund und Verwandten als Pater Bruno und die übrigen Patres zu begrüßen, um dann, erschöpft und vom Fieber zerrüttet, auf sein Sterbebett niederzusinken.

Fünf Wochen dauerte das Zehren und Wüthen der von vornherein todddrohenden Krankheit; aber eine große Gnade hat Gott ihm dabei erwiesen. Nie konnte die Krankheit, wie sehr sie die Sinne und niedern Seelenkräfte angriff, ihm die volle Freiheit und vernünftige Urtheilskraft des unsterblichen Geistes rauben, und bis zum letzten Athemzuge verwendete er diese Geisteskraft ganz nach dem heiligen Willen Gottes, in festem freudigem Glauben, der durch keine Anfechtung gestört wurde, und in vollkommener Ergebung in den heiligen Willen Gottes. Davon bin ich nicht nur selbst in den letzten Wochen seines Lebens Zeuge gewesen, sondern das haben auch mit Rührung und Verehrung die Aerzte, die ihn behandelt, und die guten Patres, die ihn verpflegt haben, bezeugt, also Männer, die viele Kranke und Sterbende schon gesehen haben. Ein so geduldiger und anspruchsloser Kranker ist uns noch nicht vorgekommen; das war ihre Rede. Es ist offenbar, sagte mir bald nach meiner Ankunft Pater Bruno, dem Bischof ist der Lieblingsspruch seiner frommen Mutter „Wollen, was

Gott will, ist der Himmel auf Erden" zur Lebensmaxime geworden und danach handelt er auch in seiner Krankheit. Nie verlangte er etwas, für jeden auch den kleinsten Dienst drückte er seinen Dank aus und fürchtete nur, irgend Jemanden lästig zu fallen. Nichts begehrte er, als allein zu sein — und so lag er stille alle die Tage und die meist schlaflosen Nächte hindurch in dem verborgenen Zimmer des von der Welt abgeschiedenen Kapuzinerklosters zu Burghausen. Er hatte früher einmal den Wunsch ausgesprochen, vor seinem Tode sich auf einige Zeit in ein Kapuzinerkloster zurückziehen und sich da auf seine letzte Stunde vorbereiten zu können. Nun hatte Gottes Vorsehung, die, wie die heilige Schrift sagt, Alles lieblich ordnet, diesen so weisen und frommen Wunsch erfüllt. Wohl waren es lange, fünfwöchentliche und sehr harte Exercitien; auch konnte er in denselben weder verschiedenartige Betrachtungen machen, noch viele Gebete verrichten, noch mancherlei fromme Uebungen vornehmen. Aber ich bin fest davon überzeugt, daß er sich allezeit in der Gegenwart Gottes, in der Vereinigung mit dem göttlichen Heilande gehalten und nie etwas anderes gewollt und begehrt hat, als daß mit ihm der heilige Wille Gottes geschehe. Oder muß ich das nicht daraus schließen, daß er, als ich beim ersten Besuche die Hoffnung der Genesung aussprach, sofort ruhig und fest antwortete: „Wir wollen vertrauen; wir wollen aber auch ergeben sein in den Willen Gottes, der das Endziel aller Dinge ist." Und gerade so sprach er zu seinem Neffen, dem hochw. Pfarrer Grafen Galen, als dieser ihm sagte, wie viel in Mainz und überall für ihn gebetet werde, und daß Gott gewiß ihn wieder gesund mache, die merkwürdigen Worte: Nichts ist gut, als was mit dem Willen Gottes übereinstimmt. Im Uebrigen betete er täglich einige kurze mündliche Gebete zur heiligen Mutter Gottes und empfing öfter, unter Aufbietung all' seiner Kräfte zur Andacht, die heiligen Sakramente der Buße und des Altars.

Und so beichtete und communicirte er auch noch einmal eine halbe Stunde vor seinem Tode. Nachdem ihm dann Graf Galen die Tugendakte nach der Communion vorgebetet, sprach der Bischof mit vernehmlicher Stimme unter Hinreichung der Hand: Adieu Max! und mit der Hand grüßend zu uns anderen: Adieu, Adieu! Sodann begann der fromme Pater Augustin, der während seiner Krankheit sein Beichtvater gewesen, die trost- und gnadenreichen Empfehlungen der Seele; der Sterbende aber richtet ruhig seine Augen nach oben — und nach einigen Minuten war er sanft und ohne Todeskampf verschieden.

Der heilige Wille Gottes sei gebenedeit! —

Wohl sind wir jetzt wie Waisen, denen der Vater gestorben. Wir blicken in eine düstere Zukunft, und wissen nicht, wie uns geschieht. — Aber Gott ist unser Vater, Christus unser Hirt; der Fels der Kirche und die Kirche selbst stehen unentweglich, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Stehe nur auch du fest, treues katholisches Volk; stehet fest Priester des Herrn, fest im Glauben, fest im Gottvertrauen. Ehret das Andenken Eures Bischofs, nicht mit Worten, sondern durch die That. Wir haben nicht zu fragen, was kommt; wir haben nur zu fragen: was ist unsere Pflicht? Dann wird Gott mit uns sein, wie er mit unserem Bischofe war, im Leben und im Tod. Oft nimmt Gott in schwerer Zeit große Männer, die unentbehrlich schienen, von der Welt hinweg, damit wir um so mehr auf ihn, den allmächtigen und barmherzigen Gott, allein vertrauen.

Er hat uns unseren Bischof fast durch ein Menschenalter erhalten, nun hat er ihn hinweggenommen. Seine Seele ist in Gottes Hand. Sein Leib wird nach seinem Wunsche in der Mutter-Gottes-Kapelle ruhen, in der er so oft gebetet, in der sein Beichtstuhl steht, wo er so viele Sünder durch das Sakrament der Buße mit Gott versöhnte.

Wir aber wollen seinem Beispiele, ein jeder in seinem Stande, mit Gottes Gnade nachfolgen. Beten wir aber auch für ihn; denn auch an den Auserwählten finden sich Flecken. Gottes Gerechtigkeit und Heiligkeit ist unendlich, verantwortungsvoll ist das Amt eines Bischofs. In seinem Testamente bittet der Bischof uns eindringlich um Gebet. Er hat auch viel für uns gebetet. O wie viel hat er gerade in den letzten Monaten an heiligen Orten für uns, für seine lieben Anverwandten, für sein theures Heimathland, für seine Diöcese, für die ganze heilige Kirche gebetet; wie oft hat er während seiner Krankheit sein Leben und Sterben für die ihm Anvertrauten aufgeopfert! Um was aber hat er gebetet? Um was Anderes, als daß wir im Glauben und in der Treue gegen Christus und seine heilige Kirche feststehen; um was Anderes, als daß wir in der Gnade Gottes beharren und daß er uns einst wiederfinde vor dem Angesichte des Dreieinigen Gottes, dem im Leben und im Tode, in Freuden und in Leiden und in Allem Lob und Dank sei und Ehre und Verherrlichung. Amen.

Deutschland nach dem Kriege von 1866. Sechste Auflage. gr. 8. geh. 3 M.

Die gegenwärtige Lage des hl. Vaters. 1867. gr. 8. geh. 20 ₰.

Die wahren Grundlagen des religiösen Friedens. Eine Antwort auf die von Herrn Prälaten Dr. Zimmermann und der evangelischen Geistlichkeit Hessens erhobenen Anschuldigungen wegen Verunglimpfung des evangelischen Glaubens. Dritte Auflage. gr. 8. geh. 75 ₰.

Die öffentliche Beschimpfung der katholischen Kirche auf der Bühne. Fünfte Auflage. gr. 8. geh. 10 ₰.

Das Recht der Domcapitel und das Veto der Regierungen bei den Bischofswahlen in Preußen und der oberrheinischen Kirchenprovinz. gr. 8. geh. 50 ₰.

Das allgemeine Concil und seine Bedeutung für unsere Zeit. Fünfte Auflage. gr. 8. geh. 75 ₰.

Die Arbeiterbewegung und ihr Streben im Verhältniß zur Religion und Sittlichkeit. Eine Ansprache gehalten auf der Liebfrauen-Haide am 25. Juli 1869. Vierte Auflage. gr. 8. geh. 10 ₰.

Die Angriffe gegen Gury's Moral-Theologie in der „Main-Ztg." und in der zweiten Kammer zu Darmstadt. Zur Beleuchtung der neuesten Kampfesweise gegen die katholische Kirche für alle redlichen und unparteiischen Männer. gr. 8. geh. 50 ₰.

Was hat Herr Prof. Nippold in Heidelberg bewiesen? Eine Entgegnung auf dessen Schrift: „Ein Bischofsbrief vom Concil und eine deutsche Antwort." Zugleich eine Beleuchtung moderner Geistesrichtungen. gr. 8. geh. 60 ₰.

Die Unwahrheiten der römischen Briefe vom Concil in der Allgemeinen Zeitung. gr. 8. geh. 25 ₰.

Die Minorität auf dem Concil. Antwort auf Lord Actons Sendschreiben an einen deutschen Bischof des vaticanischen Concils. gr. 8. geh. 25 ₰.

Die Gewaltthat gegen den heiligen Vater und die Anliegen unseres Vaterlandes. Hirtenbrief. gr. 8. geh. 10 ₰.

Das unfehlbare Lehramt des Papstes nach der Entscheidung des vaticanischen Concils. gr. 8. geh. 1 M.

Liberalismus, Socialismus und Christenthum. Rede, gehalten auf der XXI. General-Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands. gr. 8. geh. 25 ₰.

Die Centrumsfraction auf dem ersten deutschen Reichstage. Dritte Auflage. gr. 8. geh. 1 M. 50 ₰.

Das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872, betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu und die Ausführungsmaßregeln dieses Gesetzes. Vierte Auflage. gr. 8. geh. 10 ₰.

Der Kampf gegen die Kirche. Predigt bei Eröffnung des allgemeinen Gebetes für die Anliegen der Kirche im hohen Dome zu Mainz am Sonntag nach Allerheiligen. gr. 8. geh. 10 ₰.

Die Katholiken im deutschen Reiche. Entwurf zu einem politischen Programm. Vierte Auflage. gr. 8. geh. 1 ℳ 50 ₰.

Die preußischen Gesetzentwürfe über die Stellung der Kirche zum Staat. Vierte Auflage. gr. 8. geh. 35 ₰.

Die Trennung der Schule von der Kirche. Fastenhirtenbrief. gr. 8. geh. 20 ₰.

Die moderne Tendenz-Wissenschaft. Beleuchtet am Exempel des Herrn Professor Dr. Emil Friedberg. Zweite Auflage. gr. 8. geh. 50 ₰.

Die Anschauungen des Cultusministers Dr. Falk über die katholische Kirche nach dessen Rede vom 10. December 1873. Sechste Auflage. gr. 8. geh. 30 ₰.

Kann ein Jesuit von seinem Obern zu einer Sünde verpflichtet werden? Correspondenz mit dem Großherzoglich Hessischen Minister des Innern. gr. 8. geh. 50 ₰.

Worte der Belehrung und Ermahnung an alle christlichen Eltern über ihre Pflichten bei der Vorbereitung ihrer Kinder zur ersten heiligen Communion. Zweite Auflage. gr. 8. geh. 40 ₰.

Der Culturkampf gegen die katholische Kirche und die neuen Kirchengesetzentwürfe für Hessen. Dritte Auflage. gr. 8. geh. 60 ₰.

Der Bruch des Religionsfriedens und der einzige Weg zu seiner Wiederherstellung. Zweite Auflage. 8. geh. 50 ₰.

Die Gefahren der neuen Schulgesetzgebung für die religiös-sittliche Erziehung der Kinder in den Volksschulen. Ein Wort der Belehrung und Ermahnung an die Eltern. 8. geh. 30 ₰.

Warum können wir zur Ausführung der Kirchengesetze nicht mitwirken? gr. 8. geh. 75 ₰.

Die thatsächliche Einführung des bekenntnißlosen Protestantismus in die kathol. Kirche. 8. geh. 40 ₰.

Die Pflichten der Eltern und des Elternhauses unter den modernen Schulverhältnissen. Vier Predigten. 8. geh. 75 ₰.

In gleichem Verlage sind erschienen:

Die Pflichten der Eltern und des Elternhauses

unter

den modernen Schulverhältnissen.

Von

Wilhelm Emmanuel,

Freiherrn von Ketteler,

Bischof von Mainz.

8⁰. geh. Preis 75 ₰.

☞ **Letzte Schrift**

des hohen Verblichenen.

Zum frommen Andenken

an den Hochwürdigsten Herrn **Wilhelm Emmanuel,**

Freiherrn von Ketteler,

Bischof von Mainz.

Preis 10 ₰. — In Partieen billiger.

Dieses kleine Andenken enthält das **Portrait** des **Hochw. Herrn Bischofs** in Stahlstich mit Trauerrand und auf der Rückseite ein Memento.

Dasselbe empfiehlt sich ganz besonders zur Einlage in Gebet- und Gesangbücher.

Die Grabstätte

des

hochseligen Herrn

Bischofs von Ketteler.

(Mutter-Gottes-Kapelle im Dome.)

Photographie in Folio 5 ℳ.

dto. in Cabinet 1 ℳ.

Sämmtliche Schriften

des hochseligen Herrn

Bischofs von Ketteler

sind im Verlage des Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Auf der vorstehenden Seite, sowie in meinem soeben neu herausgegebenen **Verlags-Kataloge** sind die sämmtlichen 45 Schriften aufgeführt. Letzterer ist auf Verlangen gratis zu beziehen.

Mainz, im Juli 1877.

Franz Kirchheim.